Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

23. Jahrgang. Elkhart, Ind., 2. Juli 1902. No. 27.

Aus

Mennonitischen Kreisen

Zur ersten Auferstehung.

(Eingesandt von einem Freunde.)

Verschiedene Artikel über die „erste Auferstehung" haben in den letzten Monaten die Aufmerksamkeit der Rundschauleser in Anspruch genommen. Man kann sich dabei nur wundern, wie weit die Ansichten derer auseinander gehen, welche, wenn sie nicht gerade heraus beanspruchen, vom Heil. Geist gelehrt zu sein, dennoch das Vorrecht haben, sich dieser Leitung hinzugeben und so in in alle Wahrheit geleitet zu werden. Phil. 3, 15.

In allen bisherigen Artikeln für und wider die Ansichten der Millennarier, habe ich bisher noch keinen Hinweis gefunden auf einen überhaupt richtigen Punkt, der zum richtigen Verständnis durchaus nicht übersehen werden darf.

Der eine, unveränderliche Grundsatz allen Verkehrs mit Gott zu allen Zeitperioden ist der Glaube an den unsichtbaren Gott, und an den abwesenden, verklärten Heiland. Die Zeit, da Gott, geoffenbart im Fleisch, in der Person Jesu Christi, sichtbarlich unter den Menschen weilte, bildet keine Ausnahme. Die Jünger mußten an ihn glauben lernen ohne Scheu. Siehe 2. Kor. 5, 16. „Und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr." „Denn unser Wandel ist im Glauben, und nicht im Schauen." V. 7. Noch umständlicher legt Petrus diesen Grundsatz nieder in dem ersten Kap. seines ersten Briefes: „Welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet." Man lese es im Zusammenhange. „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet." Ebr. 11, 1. „Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man das hoffen, das man siehet. Röm. 8, 24. „Ter allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen noch kein Mensch gesehen hat noch sehen kann." Nur der, der sich an den hält, den er nicht siehet, als sähe er ihn, ist des seligmachenden Glaubens.

Die Befürworter einer tausendjährigen Mitherrschaft mit Christo seitens derer, deren Leiber an der so verstandenen „ersten" Auferstehung teil haben, vernichten mit einem einzigen Schlage, für die ganze zur Zeit der Zukunft Christi noch lebenden unbekehrten Sünder, über welche sie zu herrschen, und unter welchen sie missionaren wollen, diesen Grundsatz des Glaubens, und stellen dafür den des Schauens auf. Wo in der ganzen Heiligen Schrift finden wir dazu Anlaß?

Auch glaube ich, daß nur wenige der Befürworter eines Millenniums je an die Ungereimtheit gedacht haben, von der gleichzeitigen Existenz auf der Erde von verklärten Leibern der Heiligen im täglichen Verkehr mit den sündigen und gottlosen Menschen, wie sie uns zur Zeit der letzten Posaune geschildert werden.

Es werde noch erwähnt, daß 1. Kor. 15, 52 uns ausdrücklich meldet, daß die Auferstehung der Toten und Verwandlung der lebenden Heiligen stattfinden wird zur Zeit der letzten Posaune. In Offb. 10, 6. 7 wird ausgesagt, daß, wenn der Engel die letzte Posaune bläst, keine Zeit mehr sein wird, sondern das Geheimnis Gottes wird dann vollendet werden (nämlich durch das Endgericht und den Weltbrand, wie die Schöpfung der neuen Erde und des neuen Himmels). In Offb. 11, 15 wird abermal erwähnt, daß, wenn der siebente Engel bläst, die Reiche der Welt unsers Herrn (des Vaters) und seines Christus geworden sind, und er, der Herr, Gott Vater, wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit— nicht 1000 Jahre, um dann dem Teufel wieder eine Gelegenheit zu geben, seine Wut auszulassen. Christus herrscht nur bis der letzte Feind, der Tod, besiegt ist, eben durch die Auferstehung der Toten, dann übergiebt er das Regiment Gott dem Vater, damit Gott alles in allem sei. 1. Kor. 12, 23—28.

Ohne ein liebloses Urteil zu fällen über solche, die, wie der Verfasser des Artikels in No. 19 dafür halten, daß es zwar Auferstehungen der Leiber giebt, eintausend Jahre voneinander entfernt, so mache ich doch die Aussage, daß solche, die aus Offb. 20 ein 1000jähriges, persönliches Regieren des Herrn Jesus, umgeben von mitauferstandenen Heiligen und gottlosen Ungläubigen, beweisen wollen, es uns schuldig sind, die Kapitel 4—19 der Offenbarung genügend zu erklären, ehe wir ihre Autorität über das 20. Kap. anerkennen können. Ja, ich bin geneigt, solche hinzustellen als fleischliche Träumer.

„Selig ist und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung; über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein, und mit ihm regieren tausend Jahre."

Vergleiche mit 1. Petri 2, 5—9; Römer 8, 29—39; Joh. 11, 25. 26 und Joh. 5, 24—29, und man wird leicht erkennen, daß es sich bei dieser Seligpreisung derer, die an der ersten Auferstehung teil haben, handelt, um die Wiedergeburt der Auserwählten vor der Zeit des großen Abfalls.

Erinnerungen.

Heute vor sechsunddreißig Jahren kam ich von meiner Reise in Rußland in meinem Mutterhause in Schoensee, Provinz Westpreußen, wohlbehalten an. Ich hatte meine Reise von Tiegenhagen, Molotschna Kolonie, aus über Nikopol, Odessa, Ungarn, Oesterreich ꝛc. genommen. Auf meiner ganzen Reise hatte ich viele gute Lebenserfahrungen gemacht, auch gefunden, daß die Mennoniten in Rußland in vielen Stücken viel unternehmender und dem Fortschritte mehr huldigten, wie die Mennoniten in Preußen, besonders in gewerblichen Unternehmungen, im Kirchen- und Schulbau ꝛc. Und doch waren in vielen Stücken die Preußen weiter. Dieser preußische Fortschritt ging aber nicht aus der eigenen Initiative der Mennoniten hervor, wie in Rußland, nein, sie wurden mitgezogen, sie sträubten sich sogar oft sehr gegen etwas Neues. Hatten wahrscheinlich das Motto vor Augen: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!" Weniger war diese Vorsicht in der Kleiderfrage zu merken als mit dem Einführen neuer Ackergeräte und Maschinen. Gerade in diesem Punkte bewunderte ich die Leute in Südrußland, fast jeder Schmiedemeister und Wagenbauer grübelte auf Verbesserungen an den Geräten. In Preußen pflügte man 1866 noch immer mit dem so schwer arbeitenden vierspännigen hölzernen Pfluge. Kleine, fast wertlose, eiserne Pflüge waren schon da, von Dorfschmieden angefertigt, und doch wurden auch damals schon in Fabriken gute Pflüge fabriziert, aber die so streng am Alten festhaltenden Landleute kauften solche nicht, probierten sie überhaupt nicht. Ein Freund von mir kaufte sich durch meine Vermittelung 1867 einen sogenannten Schwarz'schen Patentpflug aus einer Fabrik in Berlinchen, einer Stadt einige Meilen nordöstlich von Berlin. Dieser Pflug war kein Wiesenbrecher, bewährte sich aber in Schwarzbrache, Stoppel, oder losem Lande ausgezeichnet.

Ein anderes recht konservatives Stück.

Ich war Abonnent einer illustrierten landwirtschaftlichen Zeitung. Eines Montags war Dorfsversammlung und der Briefträger hatte sich diese Versammlung zu Nutzen gemacht und brachte fast alle Postsachen in das Haus der Versammlung, so auch meine. Da sah ein Freund in meiner Bauernzeitung ein Bild eines Milchkellers, einer Butter- und Käsefabrik. „Ach", sagte er, „solche Sachen passen nicht in unsere Gegend." Dieser Freund war sonst, d. h. nicht in Politik und Landwirtschaft, ein Fortschrittler, er ging immer in Kleidern wie gebügelt und geschniegelt. Da kamen die Schweizer! Diese, die besten Käsefabrikanten der Welt, hatten es ausgefunden, daß die Weichselniederungen eine Gegend war, wo sehr gute Milch fließen müßte, um den Honig kümmerten sie sich nicht, obgleich auch der da manchen Groschen einbringen würde, wenn die Bienenzucht recht rationell betrieben würde, so auch die Obstzucht. Diese Schweizer eroberten auf friedlichem Wege ein Dorf nach dem andern, d. h., sie bewogen die Farmer, Milchgenossenschaften zu bilden und die nötigen Gebäude zu bauen; sie pachteten diese Gebäude, die Farmer verpflichteten sich, die Milch zu liefern gegen einen zubestimmenden Preis und die Butter- und Käseindustrie war im

Gange. Ich wünschte auch hier und in Manitoba ginge es so; es fehlt an Unternehmen. In den siebziger Jahren wurde auch in Schoensee eine Käsefabrik eingerichtet, die Schweizerkäse lieferte, über 100 Pfund schwer. Der erwähnte Freund wurde der eifrigste Befürworter.

Mit den Schulen war es auch so, sie waren in Rußland auch besser eingerichtet, d. h., die Schulen in den alten Dörfern. Die Lehrer waren in Preußen mehr gebildet, da die Regierung diese Angelegenheit lange schon mit starker Hand führte. Die Lehrer selbst waren aber in Rußland besser gestellt. In Preußen sträubten sich die Leute immer sehr hartnäckig gegen Neubauten, Vergrößerungen und bessere Einrichtungen der Schulen, weil sie den größten Teil dazu beitragen sollten. Gerade so wie es hier und in Manitoba mit deutschen Schulen geht. Mit den Kirchen der Mennoniten war es gerade so, alte ganz unansehnliche Bauten.

Wie ich oft höre, haben die Mennoniten in Südrußland, in industrieller Hinsicht wenigstens, einen großartigen Fortschritt gemacht. Wer möchte diesen Fortschritt nicht mit eigenen Augen sehen, oder mehr darüber erfahren! Warum wird darüber nicht mehr geschrieben? Ganze Bücher ließen sich füllen. Ebenso auch über die Geschichte und das Leben der Mennoniten in Preußen.

J. H. Klaassen.

Ein dreifaches Jubiläum.

Am 6. Mai d. J. feierte Lehrer Plett, Alexanderfeld, Orloffer Wolost, den 25. Gedenktag seiner Ehe und seines Dienstes an der Alexanderfelder Schule, sowie den 30. seiner Amtsthätigkeit überhaupt.

Bevor ich dem werten Leser etwas von dem schönen Feste erzähle, will ich einige Bemerkungen vorausschicken. Ein Fest hat hier, wie allerorts, zwei Seiten, eine ideale und eine — Magenseite. Letztere ist bei uns von jeher „kurz weggekommen," würde mancher sagen: ob Trauer oder Freude die Veranlassung zu einer Ausrichtung ist, ein paar Körbe voll Zwieback, von freundlichen Nachbarinnen gebacken, ein paar Mauergrappen duftenden Kaffees, dito Fruchtmus nebst kaltem Fleischaufschnitt und damit basta nach Luk. 21, 34. Item: Ein schönes Fest nenne ich das, an welchem mein Geist durch sinnreiche Vorträge jeder Art, Gesang, Musik und gute Unterhaltung angeregt wird, sich über die Schranken des Alltagslebens zu erheben.

Die Einleitungsrede zu unserm Feste hielt Br. Martens. Text: Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen (1. Kor. 15, 10). Grundgedanke: Wohin richten wir am Jubelfeste unsern Blick? Die Erläuterung desselben ergab die Tageslosung: „Blicke rückwärts, vorwärts und aufwärts." Redner stellte sich zur Aufgabe auf Grund des angeführten Schriftwortes den ersten Teil „blicke rückwärts" auszuführen. Er zeichnete uns in knappen Zügen den jungen, kleinmütigen, leicht zagenden Anfänger im Amte, der es dazumal nimmer geglaubt hätte, daß Gott ihn noch volle 30 Jahre hindurch in seinem Weinberge beschäftigen werde. Weiter sprach er von den wunderbaren Segenskräften, die je und je dem stillen, lieben evangelischen Schulhause entströmten, und daß auch hier unverwischliche Spuren ihres wohlthuenden Einflusses auf die Umgebung nicht zu verkennen seien; dieses Fest liefere den besten Beweis dafür, sei aber auch zugleich ein schönes Zeugnis für die Alexanderfelder Dorfsgemeinde. Darauf wurde die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Gnadenführungen Gottes in dem gemeinsam zurückgelegten Lebenswege der lieben Geschwister Plett gelenkt. Diesen Führungen zu gedenken sei heute besonders dankbare Pflicht; denken und danken ist gleichbedeutend, denn wenn Gott von der Undankbarkeit seines Volkes spricht, sagt er wohl: es hat mich vergessen. Mit dankbarem Rückblick auf die Vergangenheit möge das Jubelpaar heute immerhin in Demut mit dem Apostel sagen: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen."

Die zweite Ansprache hielt Bruder Reimer. Text: Ich gehe einher in der Kraft des Herrn, ich preise deine Gerechtigkeit allein. Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret; darum verkündige ich deine Wunder. Auch verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindeskindern. Psalm 71, 16—18. Grundgedanke: Blicke vorwärts. Redner schildert die Aufgabe des Lehrers als eine schwere, ernste, aber auch liebliche. Von Gott gelehrt möge der Lehrer unbeirrt seinen Blick in die Zukunft richten und sein Eifer für die Reichsgottessache nicht erlahmen. Dem Br. Plett ist schon geworden, was des Psalmisten Verlangen war, — er verkündigt den Arm des Herrn schon Kindeskindern. Die Ansprache kam aus einem Herzen voll herzlicher Liebe zu dem kleinen Schulvolke und Hochachtung für seine Lehrer. — Gott segne alle wahren Schulfreunde und wehre den vielen kleinen Füchsen, welche die Weinberge verderben!!

Ueber den letzten Teil der vorgemerkten Tageslosung sprach Br. Janzen und zwar auf Grund des Apostelwortes: „Ich vergesse was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu." Phil. 3, 13. 14. Redner gab eine vortreffliche Schilderung des Preislaufens in den Schranken, wie es bei den alten Römern üblich war. Gedankengang: Ein Jünger Jesu entledigt sich alles dessen, was ihm in der Nachfolge hinderlich sein könnte, führt ein enthaltsames Leben, damit sein Geist erstarke, zieht unaufhaltsam seines Weges, ohne davon abzuweichen, und den Blick unentwegt auf den Gnadenlosen gerichtet. Herrlich ist der Lohn der Treue und wohl verlohnt sich's darum in die Schranken zu treten. Eine ganz besondere Verheißung hat der Lehrer, darum mag der Jubilar im frohen Aufblick zu Gott sein Werk vollenden. —

Der gottesdienstliche Teil des Festes schloß mit Gebet und Gemeindegesang.

Nun wurden dem Jubelpaare zahlreiche Gratulationen und Geschenke dargebracht. Einen sehr vorteilhaften Eindruck auf das Publikum machten die Abgeordneten der Dorfsgemeinde. Zwei ehrwürdige Männer im grauen Haar überreichten ihrem Lehrer eine große Wanduhr und sprachen ihm in bewegten Worten den Dank der Gemeinde aus. Der Abgeordnete der Kirchenlehrer überreichte eine große Prachtbibel und rief dem Jubilar im Namen des Kirchenkonvents ein „Vergelt's Gott" zu. Die Abgeordneten der Lehrer verlasen eine in russ. Sprache abgefaßte Adresse, welche mit der Unterschrift sämtlicher Konferenzmitglieder versehen war, und schenkten einen Apparat zum Wäschewaschen, was der Frau des Jubilars besonders wohl gefiel. —

Während der Mahlzeiten und in den freien Zwischenstunden ergötzten sich die Gäste an den schönen Liedern und Weisen, welche der Gnadenfelder Sing-Musikverein vortrug. Auch die Alexanderfelder jungen Leute spielten einige Stücke. Diese Art von Singmusik hat das für sich, daß sie ausschließlich dem Dienste des Herrn Jesus geweiht ist.

Inzwischen hielt Jubilar, Br. Plett, eine Ansprache an die Gäste, resp. Dorfsgemeinde. Er war voll Lobens und Rühmens der Gnade dessen, der es ihm habe gelingen lassen. Mit beredten Worten gedachte er auch der vielen Liebesbeweise, welche ihm im Laufe der Zeit von den Alexanderfeldern geworden und ihm die schwere Arbeit in der Schule wesentlich erleichtert hätten.

Die Festfeier fand ihren Abschluß in einem Schlußwort von Br. Braun. Text: „Gedenket nicht an das Alte, und achtet nicht auf das Vorige; denn siehe, ich will ein Neues machen, jetzt soll es aufwachsen; daß ihr erfahren werdet, daß ich Weg in der Wüste mache und Wasserströme in der Einöde." Redner sprach von den reinen Festfreuden, von einigen Hindernissen, welche die Freude trüben können und suchte die Frage zu beantworten: Was wird der Herr dazu sagen, d. h. zu unserer Festfreude.

Ein Leser.

Unsere Reise nach Amerika.

Von Abraham Harder, Rußland.

(Fortsetzung.)

Dienstag, am 21., schrieben wir Briefe nach der Heimat und nach der Schweiz zu unsern Kindern. Nach Vesper waren hier bei H. Esauen Joh. Balzer und Pred. Peter Lorenz, sie machten Hausbesuche. Wir haben uns noch sehr unterhalten. Mittwoch, am 22. Januar, reisten G. Willms ab, und nachdem wir mit ihnen zusammen gebetet hatten, verabschiedeten wir uns von ihnen. Der Herr schenke uns ein ewiges fröhliches Wiedersehen! Zur Nacht fuhren wir nach G. Fedraus.

Donnerstag, am 23., traten wir unsere Reise nach dem Osten an und kehrten zuerst bei Heinrich Dalke zu Moundridge ein, welcher uns früher mit Professor K. Wedel in Rußland besucht hatte. Der l. Bruder sah etwas schwermütig und bedrückt aus. Nachmittags kamen wir zu Fedraus Kindern, Namens Peter Martens, wohin auch Peter Klaassens, auch Fedraus Kinder, kamen. Sie haben eine Telephonverbindung, wodurch sie sich benachrichtigt hatten. Sie, und auch der andern Geschwister Kinder, haben es an guter Aufnahme nicht fehlen lassen. Es ist doch das Wort des Apostels: „Gastfrei zu sein vergesset nicht," eine schöne Mahnung. Freitag, am 24., waren wir bei Peter Klaassens. Die Witwe des verewigten Amtsbruders, ehrf. Heinrich Richert, kam auch hin und auch noch andere l. Freunde waren da. Frau Richert hat uns noch manches vom Leiden und Hinscheiden ihres Gatten mit Thränen erzählt. Weil der l. verstorbene Bruder mit mir in frühern Jahren in Rußland in einem Lehrerbezirk gewesen war und weil ich auf den Konferenzen manchen Segen von ihm erhalten hatte, so war mir diese warme Unterhaltung recht rührend. Wir fuhren auch bei ihrer Mutter an und trafen auf dem Wege dorthin den l. Aeltesten Peter Balzer, der auch noch hinkam. Sie schien mir am Geiste noch ganz frisch und kräftig zu sein.

Zur Nacht kamen wir zu Joh. Harders und freuten uns herzlich, daß es uns vergönnt war, den l. Bruder und seine l. Frau in Amerika zu besuchen.

Sonnabend, am 26., stürmte es gewaltig, so daß wir ruhig im Zimmer blieben. Nachmittag gab es nach und wir besuchten noch den l. Aeltesten Heinrich Wiebe, den ich in Rußland gut kannte. Wir freuten uns über die Gnade des Herrn, die uns noch einmal nach so langer Trennung zusammen führte. —

Sonntag, am 26., durfte ich in der Gnadenauer-Kirche mit meinem Bruder predigen. Zu Mittag blieben wir da, im untern Stock der Kirche, im Eßsaal, und hatten beim Mahle noch manche Unterhaltung alter Erinnerung und die Zeit floß schnell dahin.

Wir verabschiedeten uns in herzlicher Liebe und dann ging's fort zur Ebenfelder-Kirche (Brüdergemeine). Zu Vesper kamen wir zu Abr. Eidsen, früher Blumstein. Er scheint mir ein recht biederer Christ zu sein. Wir erzählten uns noch manches aus alter Zeit. — Der Herr schenke uns eine ewige Wiedervereinigung, wo kein Scheiden mehr sein wird.

Montag, am 27., waren wir vormittags bei Peter Barkmanns und nachmittags fuhren wir zu Abr. Harders, trafen letzteren aber nicht zu Hause und fuhren deshalb zu Vesper nach Jakob Sudermans.

Dienstag, am 28., besuchten wir den l. Aeltesten Jakob Wiebe. Meine l. Frau, die oft Schmerzen in den Seiten hatte, ließ sich besehen, war aber nicht zunichte, sondern innerlich leidend. Mir aber zog er das Genick ein, das mich infolge eines Falles oft schmerzte. Er ist ein sehr liebevoller Bruder, der Herr wird ihm seine Liebe vergelten.

Wir blieben zu Mittag da. Seine Frau ist ganz taub und man kann sich mit ihr nicht anders als mit Schreiben verständigen.

Nachmittag fuhr der l. Bruder Jakob Friesen, Sohn des früher in Ohrloff wohnenden Jakob Friesen, nach Bruderthal zum l. Aeltesten Ewert und hatten dort eine brüderliche Unterhaltung und glückliche Stunden.

Zur Nacht kamen wir zu Prediger Jak. Penner, mit dem ich schon bekannt geworden war. Wir hatten hier sehr freundliche Aufnahme.

Mittwoch, am 29., predigte ich in der Bruderthaler-Kirche über Matth. 3, 1—12. Zu Mittag waren wir bei Prediger Funk, wo sehr viele Gäste hinkamen und manches zu unterhalten gab. Wir besuchten auch noch einen kranken Mann, Namens Rempel, der schon viele Jahre hilflos an der Gicht liegt. Ein trauriger Anblick. Er war aber getrost und sehr geduldig. Wir beteten mit ihm und für ihn. — Zu Vesper kamen wir zu Jakob Friesens, wo Jakob Regehren, früher in Hierschau wohnhaft gewesen, und auch noch andere Freunde hinkamen und uns noch manches erzählten. Seine erste Frau war meine Nichttante. Zur Nacht kamen wir wieder zum l. Bruder Joh. Harder.

Freitag, am 31., war meine l. Frau bedenklich krank. Als ich sie, nachdem wir zusammen gebetet hatten, fragte, wenn sie doch, gegen unser Erwarten, sterben sollte, was ich dann wohl den Kindern sagen sollte, so sagte sie: „Als ich vordem hier krank lag, so hatte ich die Hoffnung, daß ich meine lieben Kinder noch wiedersehen würde und ich habe sie auch noch; aber Gottes Gedanken sind ja oft anders. Es würde für sie wohl sehr schwer sein, wenn ich sterben sollte, doch muß ja Gottes Willen gelten. Ob früher oder später sterben, das ist ja Gottes Sache. Ich bin der Zuversicht, der Herr wird mich aus Gnaden selig machen.

Sonntag, am 2. Feb., war sie etwas besser und des Nachts fand sie Schlaf. Dienstag war sie noch krank und sehr schwach. Peter Warkentins und Jakob Kornelsens waren zum Besuch hier. Auch Jakob Friesens, die uns vorher schon so freundlich begegneten, hatten uns, ich glaube, Sonntag besucht. Ihnen sei hiermit noch ein herzlicher Gruß übermittelt.

Mittwoch, am 5., war sie etwas besser. Des Abends waren wir, ich und der Bruder, in die Gnadenauer-Kirche zur Bibelstunde gegangen und ich hielt auch noch eine kurze Ansprache. — Donnerstag, am 6., fuhr ich mit dem Bruder nach der Schule, wo David Harder, der Sohn des Bruders, Lehrer ist. Der Unterricht ist recht gut. Es ist auch noch eine Lehrerin da, die meistens englisch lehrt. Die Schule ist zweiklassig eingerichtet. Nachmittag holte mich und den Bruder der l. Amtsbruder Abr. Klaassen zu sich und wir blieben bis abends da. Er ist ein liebevoller Bruder, der uns vor etlichen Jahren als er in Rußland zum Besuch war, auch besucht hatte. Er war damals auch in Neukirch und predigte in unserer Gemeinde das Evangelium. Wir haben uns unsere Herzenserfahrungen ausgetauscht. Der l. Bruder hat auch an sich die Worte des Herrn erfahren müssen: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends." An ihn noch einen h. Gruß!

Meine l. Frau war nachmittags schon aufgewesen. Johann Löwens hatten sie, während ich abwesend war, besucht, und er hat versprochen, der Kranken etwas Medizin und ein Rezept zu senden, welches wir auch erhalten haben, wofür wir dem l. Br. herzlich danken. Es war mir schade, daß ich ihn nicht gesehen habe. Freitag war meine Frau schon meistens außer Bette. — David Bothen, unsere gewesene Reisegefährten, waren hier zu Gaste.

Sonnabend fuhren wir, von den l. Geschwistern J. Harders begleitet, ab nach Hillsboro, um von dort nach dem Westen zu der Großmama und den Geschwistern zu fahren. — Die Frau Harder ist noch immer nicht ganz los vom Bangen nach Rußland. Ihr sei hiemit noch herzlich gedankt für die Verpflegung meiner Kranken. In Hillsboro waren wir noch zum Abschied beim Onkel H. Dick und bei dessen Kindern Gerh. Klaassens. Herzlich verabschiedeten wir uns von den Geschwistern Joh. Harders und vom Onkel und Tante und dessen Kindern. Sie begleiteten uns noch bis zum Bahnhof, wo wir noch viele Bekannte trafen, welche segenwünschend uns ein Lebewohl auf den Weg gaben. — Sonnabend, des Abends, kamen wir in Inman an. Da wir kein Fuhrwerk dort fanden, so haben wir, uns bis H. Pauls zu fahren, eins angenommen für 75 Cts. Von da fuhr Frau Pauls uns bis zur Großmama, und trafen alle gesund an. Meine Frau kam aber etwas ermüdet hin. Unsere zwei Briefe, die wir von Johann Harders geschickt hatten, hatten sie noch nicht erhalten, weshalb auch kein Fuhrwerk bei unserer Ankunft in Inman war.

Sonntag, am 9. Feb. 1902, fuhren wir, ich und Schwager H. Esau, nach der Peters Gemeinde. Ich durfte das Wort über 1. Joh. 3, 5 verkündigen. Diese Gemeine ist nur klein und wird von einem l. Amtsbruder Namens Jak. Pauls geleitet. Sein Bruder und ein anderer Bruder Namens Heinrich Wiens leiteten die Sonntagsschule vor der Predigt. Nachmittag waren wir mit mehreren Geschwistern bei H. Esauen versammelt.

Montag, den 10. Feb., reiste ich mit H. Pauls zu Pred. Peter Wall, der früher in Blumstein Lehrer war. Er bestellte herzliche Grüße an alle meine Geschwister und an andere alte Bekannte. Er und seine Frau sind auch ganz alt geworden und fühlen auch, daß sich der Lebensabend nahet. Wir haben uns von manchem aus früherer Zeit unterhalten und waren recht glücklich zusammen. Wir beteten zusammen und nahmen herzlich Abschied auf ein Wiedersehen beim Herrn.

Von hier fuhren wir zu dem l. Aeltesten Abr. Schellenberg. Auch hier waren wir ein Weilchen und erinnerten uns zusammen an manches, von den Kämpfen im Reiche Gottes aus frühern Tagen und auch die Gegenwart wurde erwogen. Er ist ein liebevoller Bruder gegen mich gewesen. — Von hier ging es zu dem l. Prediger Abr. Ratzlaff und traf daselbst meinen l. Vetter Heinrich Schulz mit seiner Frau. Wir hatten auch hier im vertrauten Kreise angenehme Stunden. Nachdem wir zusammen im Gebete unsere Herzen vor Gott ausgeschüttet hatten, schieden wir auf ein ewiges Wiedersehen. Von hier kamen wir nach Abr. Martens, mit dem wir zurück nach Rußland reisen wollen.

Dienstag, am 11., reiste ich mit H. Pauls nach Newton, wo wir im Hotel zu Mittag speisten und dann nach Bethel-College gingen. Hier sahen wir uns den Unterricht an und ich bestellte mir auch Schiffsbillette, welche die Person von New York bis Hamburg 42 Dollars (Kajüte) kosten. Das Schiff heißt Palatia und geht am 1. März ab. Ich besuchte in Bethel-College den l. Aeltesten D. Görz, Professor Wedel, Professor Richert und auch noch die russischen Studenten Gerbrand u. Wiens. Ich habe so den Eindruck bekommen, daß hier in dieser Anstalt ein Geist der Liebe waltet, welches ja auch ein Zeichen der Jüngerschaft Jesu ist. Der Student Banmann ist ausgetreten aus der Anstalt, um sich als Lehrer und Kolporteur Geld zum Weiterstudieren zu erwerben. Wir trafen ihn auch da und beteten zum Abschied noch zusammen. Mir scheinen diese jungen Brüder recht kindlich zu sein. Der Herr Jesus sei mit ihrem Geist!

Der l. Aelteste fuhr mich, nachdem ich von den Lieben dort Abschied genommen hatte, nach dem Bahnhof. Unsere l. Tochter Agnes war auch mit. Hier nahmen wir herzlichen Abschied.

Ehe der Zug abging traf ich noch den l. Prediger Töws (früher in Sandhof, Preußen) und Gustav Andres, die beide unsern Lehrer Wiebe sehr zu grüßen bestellten.

Mittwoch, des Abends, kamen wir zu H. Esauen und trafen die Großmama, die etwas krank bei unserer Abfahrt war, etwas besser. Donnerstag haben wir verschiedene Briefe geschrieben. Freitag, am 14., waren wir bei W. Schierlings und dessen Kinder Kornelsens und haben uns mit recht vielem aus dem Worte Gottes unterhalten. Sonnabend, am 15., fuhren wir nach P. Pauls, und gegen Abend zu Martin Esau, dessen Frau hilflos an der Gicht krank liegt. Wir beteten für sie um Genesung. Sonntag, am 16., waren wir mit H. Esauen zu der Schule bei H. Edigers zur Andacht gefahren. Prediger Jakob Dick und ich durften dort das Wort Gottes verkündigen.

(Fortsetzung folgt.)

Alles hat seine Ursachen.

Es war mir viel wert etwas über dieses Thema im Dezember in der „Rundschau und Herold der Wahrheit" zu lesen.

Im Jahre 1873 habe ich die deutschen mennonitischen Brüder kennen gelernt und zwar in Marion Co., Kansas. Ich fand dort eine gute Aufnahme, ihr Essen war, wenn auch nur einfach, so doch schön, weshalb auch ihre Kinder damals frisch und gesund waren. Von den vielen kaum glaublichen Umständen, welche in Amerika einem Mahl vorangehen, wissen sie nichts, sie fühlen sich in ihrer Einfachheit wohl, wie auch jeder andere, der einen Einblick in ihr Leben bekommt.

Mein Vaterland ist Virginia, auch ich bin wie viele meiner Landsleute mit dem Essen verwöhnt worden, mit Pei und Kuchen und andern schönen Dingen, so daß man, wenn zu einer Mahlzeit nur Brot und Kartoffeln auf den Tisch kommt, lieber eine Mahlzeit vorübergehen läßt. Es sollte nicht also sein; auch habe ich Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß Leute bei einfacher Kost viel gesunder sind.

Auch hier in Kansas ist der Gesundheitszustand jetzt nicht der beste und in den meisten Fällen stellten die Aerzte fest, daß die Krankheiten vom zu vielen und zu schnellen Essen herkommen. Auch ich habe in dieser Beziehung noch viel zu lernen.

Sollte bei den lieben Freunden dieses Thema Beifall finden, so würde ich mich freuen, wenn diese Frage in den Spalten der „Rundschau" noch von anderer Seite behandelt würde. Alles was wir thun in Worten und Werken, in Essen und Trinken, sollte zur Ehre Gottes sein und mit Danksagung im Namen Jesu empfangen werden. 1. Kor. 10, 31; Kol. 3, 17.

Ich freue mich immer, bekannte Namen in der „Rundschau und Herold der Wahrheit" zu finden, und habe sehr gewünscht auf der Konferenz mit Bruder Wahl und Bruder Epp in Nebraska, nahe bei Henderson, zusammenzutreffen, doch ließ es sich zu meinem Bedauern nicht machen, da ich als Redner einem Leichenbegängnis beiwohnen mußte.

Ich bitte die lieben Leser mit meinem Schreiben Geduld zu haben, da ich sonst noch niemals versucht habe in deutschen Worten zu schreiben.

Ich wünsche allen Lesern der „Rundschau und Herold der Wahrheit" einen freundlichen Gruß.

R. G. Huetwohl,
Route No. 1.,
Windom, McPherson Co.,
Kansas.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Buhler, den 18. Juni 1902. Werter Editor! „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?" Amos 3, 6. Geschwister Pet. Schmidts und wir wohnen in Bruder H. Friesens geräumigem Hause bis nach der Ernte. Und so geschieht's, daß wir Freud und Leid redlich teilen. Bekommt einer Besuch, so ist's beider Besuch; geschieht einem ein Malheur, so geschieht's beiden. Es war der 5. Juni; gemeinsam hatten wir vormittags den Drahtzaun repariert. Als wir zu Mittag heimkamen, trafen wir lieben Besuch an von Halstead, Freunde Jakob Martens (früher Steinfeld, Südrußland). Sie beabsichtigten in Oklahoma ein Heim zu gründen, und kamen noch Abschied zu nehmen von ihren nächsten Anverwandten. Wenn ich nicht irre, sind sie jetzt bereits in Oklahoma, wo sie Schulland gepachtet haben. Selbstverständlich war die Unterhaltung bei der Mittagstafel eine lebhafte. Auch das schnelle Steigen des kleinen Arkansasflusses wurde ventiliert. Und Martens erzählten, daß der Arkansas tückisch sei und jedes Jahr Menschenleben als Opfer fordere. Eddy, Schmidts Pflegesohn, war ein stiller Zuhörer der Unterhaltung. Kaum wurde man seiner Entfernung vom Tische gewahr. Die Tafel war noch nicht aufgehoben, als einer unserer kleineren Jungen atemlos und bleich hereinstürzte und uns die Schreckenskunde brachte, Eddy könne nicht aus dem Wasser. Als ich zum Fluß kam — Schmidt war zuerst nach einem Strick gelaufen — liefen unsere beiden ältesten Knaben den Fluß entlang und schrien: „Kommt, kommt!" Ein Blick auf den reißenden und noch stetig steigenden Strom zeigte aber, wenn wir Eddy am Ende auch noch gesehen hätten, daß Rettungsversuche für einen ungeübten Schwimmer nicht nur nutzlos, sondern auch gefährlich hätten sein müssen. Ja, wenn er einen der Baumäste, die ins Wasser hingen, ergriffen hätte, da wäre Hilfe wohl noch möglich gewesen, jetzt konnten wir aber nichts anders thun, als für die Rettung seiner armen Seele zu Gott schreien und ihn den unbarmherzigen Wasserfluten überlassen. Er war 17 Jahre alt. Er wußte, daß er unbekehrt war, daß er ungehorsam war, daß er überhaupt ein sündiger, untugendsamer Mensch sei; aber auch wo und wie er Heil und Rettung finden konnte. Und wir klammern uns so gerne an die Hoffnung, daß er noch im letzten Augenblick zu Gott geschrien, der in seinem Wort verheißt: „Wer den Namen des Herrn anrufet, der soll errettet werden." Und, „Der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe." Es ist Eddys trauriger Todesfall immerhin eine ernste Mahnstimme für alle, welche die Uebergabe an den Herrn hinausschieben. Wie schnell kann der Fall eintreten, wo eine Umkehr unmöglich ist.

Die Nachbarn und die Bürger von Buhler zeigten große Teilnahme und Hilfebereitwilligkeit; doch konnte das Suchen der Leiche erst am Sonnabend, den 7. Juni, aufgenommen werden. Noch war der Fluß stellenweis bis 6 Fuß tief, aber 9 Mann hatten sich zusammengefaßt und wateten stromabwärts jede Stelle des Flußbettes gründlich absuchend. Endlich, um ½12 fand man sie, ca. ¾ Meilen von dem Platz entfernt, wo er ins Wasser gestiegen. Zwischen zwei Baumästen war die Leiche eingeklemmt. Sie war noch gut erhalten. Die Gesichtszüge zeigten große Traurigkeit. Die Leiche wurde dann nachmittags bestattet. Pred. Diedrich Bartel und Aelt. Abr. Ratzlaff hielten die Leichenreden an die Begräbnisgäste in eindringlicher Sprache.

Die Knaben hatten sich ja schon öfters in der Mittagsstunde im nahen Fluß gebadet. Sie waren gewarnt worden, nicht ins tiefe Wasser zu gehen und insonderheit, wenn der Fluß steige; auch, daß es ungesund sei, unmittelbar nach einer Mahlzeit zu baden. Wenn sie sich dennoch badeten, so war es, gelinde gesagt, Mißachtung der Warnungen, aber auch Unkenntnis der Gefahr. Und Eddy mußte teuer — mit dem Leben — dafür büßen. Darum „Ihr Kinder seid gehorsam euern Eltern in allen Dingen."

Meine Schwester Justina, die Frau des J. B. Schmidt, gedenkt nächsten Sonnabend mit ihren Kindern nach Oklahoma zu ihrem Manne zu reisen, der dort bereits seit Ostern weilt. Schmidts haben sich dort Schulland gepachtet und gedenken sich auf demselben häuslich niederzulassen.

Die Ernte ist hier bereits im vollen Gange. Das nasse Wetter, das wir haben, ist der Ernte jedoch nicht sehr förderlich. — Noch wohl nie zuvor hat der Hafer im allgemeinen so prachtvoll gestanden wie dieses Jahr. Die Weizenernte wird bedeutend geringer ausfallen wie voriges Jahr; doch ist noch keine Ursache zur Klage. Mit Gruß,

C. H. Friesen.

Moundridge, den 23. Juni 1902. Gestern, Sonntagvormittag, predigte Miss. H. R. Voth in der Christian Gemeinde, eine Meile südlich von Moundridge. Weil der alleinige Prediger dieser Gemeinde, Aelt. Val. Krehbiel, noch immer nicht von seiner Krankheit ganz genesen, so war der Besuch des Br. Voth doppelt willkommen.

Unsere Landleute befinden sich mitten in der Ernte. Ihre Arbeit wird durch den vielen Regen erschwert und geht nur langsam voran. Auch ist das Wetter bedeutend kühler, als wir es gewöhnlich um diese Jahreszeit haben.

Auf Reisen nach California und Washington sind von hier, G. G. Isaak und die Gebrüder Aug. und J. J. Eyeman. Letztere beide aber wohl nur nach California. Freunde Hiebert und Wiebe von Minnesota, welche hier Besuche machten, sind auch mitgereist.

Mutter Isaak samt ihren Kindern hier in Moundridge hatten neulich die Freude, ihre nahen Verwandten, Frau D. Hiebert samt Tochter und Sohn und Frl. Liese Ewert, von Mountain Lake, Minn., als wertgeschätzte Besucher zu beherbergen.

Korr.

Oklahoma.

Colony, den 14. Juni 1902. Lieber Bruder G. G. Wiens! Wir haben in unserer Gegend jetzt recht schönes Wetter, viel Regen, auch vorige Nacht, aber nicht besonders Wind dabei.

Das Gras ist schon bis ein Fuß lang, giebt eine gute Heuernte. Korn und Baumwolle thun auch recht gut. Getreide ist nicht gesäet, doch wird viel Land gebrochen, zum nächsten Herbst giebt es viel zu besäen.

Von Ueberfällen und Stehlen kann hier noch keine Rede sein, wir leben hier noch so in der Unschuld, wenn nur Geld da ist, dann kann man hier auch alles haben.

Wir sind in unserer Familie alle gesund, und wünschen allen ein Gleiches. Nebst Gruß,

A. Isaak.

Nebraska.

Henderson, den 24. Juni 1902. Werte „Rundschau"! Da hier schon mehrere sind, die die „Rundschau" abbestellen wollen, weil nichts mehr von Henderson drin ist, und ich den Schaden der Herausgeber nicht will, muß ich, wohl oder übel, wieder schreiben. Wenn man den ganzen Tag hinter dem Kultivator läuft und dabei auch noch Vorbereitungen zur Ernte trifft, hat man weder Zeit noch Lust zum Schreiben, bitte daher um Entschuldigung.

Vorletzte Woche hatte die Stadt Henderson einen englischen Gesangverein, Männerchor, aber nur temporär. Nach Schluß der Geschäftsstunden sammelten sie sich,

und in der feierlichen Stille, unter sternenbesäetem Himmel, erschallte ihr Gesang, und zwar fünfstimmig. Schöne Stücke, wie: „Wenn der Ruf erschallet", „Näher mein Gott zu dir", „Wir pilgern nach Zion" u. s. w. wurden besonders weihevoll und mit viel Gefühl vorgetragen. Aber — aber, Undank ist der Welt Lohn, sagt ein Sprichwort, und so auch hier. Einige Lauscher, die jedenfalls nicht wirklich musikalisch veranlagt, fanden solche Singübungen auf verschiedenen Stellen des Seitenweges um 2 Uhr nachts nicht im Einklange mit der Würde der ehrenwerten Stadt, und die Betreffenden ernteten für ihre Leistungen nicht nur keinen Dank, sondern es wurde ihnen angedeutet, solche Singproben auf sehr unbestimmte Zeit zu verschieben.

Aelt. J. J. Fast und Gattin waren von Jansen, Nebr., hier einige Tage bei alten Freunden auf Besuch.

Der Möbelmann C. H. Epp und der Dreschmaschinen Agent C. C. Dick machten 'mal wieder eine Geschäftsreise nach Omaha.

Die Stadtväter fuhren dieser Tage nach Hampton, um die dortigen Wasserwerke zu prüfen, da sie sich mit dem Gedanken tragen, solche in Henderson zu errichten. Jedenfalls ein Schritt in der rechten Richtung.

Wir haben hier viel Regen gehabt und auch ziemlich kühl, am Morgen des 20. Juni sogar einen leichten Frost; vor den warmen Strahlen der Sonne aber verschwanden die kleinen Eiskrystalchen wie Zucker auf der Zunge meines Jungen.

In zwei Tagen geht die Weizenernte an; das Getreide steht sehr schön. Korn ist der Nässe und Kühle wegen etwas zurückgeblieben.

Korr.

Süddakota.

Marion, den 23. Juni 1902. Lieber Editor! Um der „Rundschau", welche mir immer einen warmen Besuch abstattet, ein paar Zeilen mitzugeben, bitte ich den Editor, diesen Bericht aufzunehmen. Einen Liebesgruß möchte ich zuerst hiermit dem Editor und allen Lesern freundlich zulächeln.

Obzwar das heilige Pfingstfest vielleicht schon von manchem vergessen, hat die Feier desselben doch ein interessantes Denkmal hinterlassen. Zur besonderen Freude durfte Br. Balzer von Minn. unter uns während der Feiertage weilen, und hat er am Vormittag des ersten Pfingstfestes über 4. Mose 11, 23—29 und am Nachmittag über Römer 6, 23, gesprochen. Auch weilte die Missionarin, Schwester Gerber, während der Zeit unter uns, welche uns manche rührende Begebenheit über die Not, Nacht und traurigen Zustände bezüglich des Christentums in Armenien erzählte. Aber auch von dem segensreichen Erfolg des Wirkens berichtete sie. Wann ist erfüllt der Heiden Zeit? Wann endet ihre Macht? O Gott, öffne bald den Heiden diese Thür, und laß sie Jesum sehen!

Es stehen wieder eine nette Zahl Taufkandidaten im Unterricht in unserer Zions-Salems Gemeinde. Unsere aufrichtigen Glückwünsche!

Schon vor einer geraumen Zeit gab ich durch die „Rundschau" einen Bericht an unsere Verwandten in Südrußland: Onkel Tobias Sperling, Hierschau, und Vetter Joh. Abrahams, Margenau. Da noch keine Antwort erfolgt ist, wünsche ich hiermit nochmals die Lieben zum Schreiben aufzumuntern, oder ist niemand mehr am Leben? — Sollte irgend etwas vorliegen, was die Geschwister zur Unmöglichkeit des Schreibens berechtigt, so sind Nachbaren derselben herzlich gebeten, eine kurze Notiz durch die „Rundschau" zu geben.

Auch hört man leider allzuwenig von den Geschwistern in Saskatchewan; vor dem Schlafengehen verschluckt mal eine große Pille, „Enthusiasmus", ob's nicht gut thun wird, was?

Das Wetter ist seit Frühjahr sehr wechselhaft, haben gegenwärtig besonders kühle Witterung. Der Frost vom 20. auf den 21. d. Mts. hat dem empfindlichen Gartengemüse etwas Schaden zugefügt. Auch sind Spuren vom Frost am Korn bemerkbar, doch hoffentlich schadet es demselben nichts. Uebrigens verspricht die Aussicht eine gute Ernte.

Dem Editor und den Lesern Glück wünschend, zeichnet sich Euer wohlwündschender Freund,

Heinrich H Buller.

Washington.

Ritzville, den 24. Juni 1902. Werter Editor! Kann nun berichten, daß die Eisenbahnen schließlich doch beschlossen haben, die halb Preis Tickets jeden ersten und dritten Dienstag im Monat auch nach Washington hin zu verkaufen. Außerdem werden im Juli, um die Zeit, wenn die National Teachers' Association in Minneapolis in Sitzung ist, für zehn Tage Tickets für $40.00 nach dem östlichen Washington und zurück verkauft werden und $45.00 bis zur Küste und zurück. Diese Tickets sind bis zum 15. September giltig. Die gewöhnlichen Landsucher Tickets sind nur 21 Tage giltig und kosten bis Ritzville und zurück $46.45.

In meinem letzten Bericht sollte es nicht heißen, daß Landsucher zuerst in Ritzville „ausfliegen" sollten, sondern aussteigen. — Wenn sie aber erst abgestiegen sind, dann mögen sie meinethalben auch „ausfliegen". Auch sollte es nicht heißen, daß Franz Friesen von Kansas hergezogen sei, sondern Franz Tießen.

Jacob D. Hiebert bekam vorige Woche Besuch. Sein Bruder David und Vetter Gerhard G. Isaac und Jacob Wiebe halten hier an. Sie haben Kalifornien bereist und wollen auf der Heimreise auch noch bis zum Yellow Stone Park in Montana.

Abraham A. Friesen traf mit seiner Familie kürzlich in Odessa ein und hält sich vorläufig bei seinen Eltern daselbst auf. Er will auch hier ansiedeln. Johann Friesen von Enid, Okla., ist schon zwei Wochen hier und hat er und sein Sohn Gerhard noch freie Heimstätten aufgenommen.

Eben erhielt ich einen Brief von J. J. Peters von Windsor, N. D. Er schreibt, daß sie ihre Farm und Schafe dort schon verkauft haben und am 6. Juli die Kar laden wollen um herzuziehen. Er war im Mai hier und kaufte eine Sektion Land.

Der Weizen preist hier jetzt 58 Cents. Julius Siemens.

Canada.

Manitoba.

Greenland P. O. Ich las in der „Rundschau" vom 14. Mai einen Aufsatz von meinem Vetter, Abraham Wiebe, Lindenort, Rußland. Der lieben Schwägerin dienen folgende Zeilen zur Nachricht. Ich bin Peter Toews, in Lindenort, Rußland, geboren, 71 Jahre alt, aber, Gott sei Dank, noch schön gesund und rüstig trotz meines hohen Alters. Ich habe einen Bruder und drei Schwestern. Die Schwestern sind alle Witwen. Margaretha wohnt in Kansas, Elisabeth in Manitoba, Maria in Oklahoma und Bruder Jakob in Norddakota. Vor 2 Jahren besuchte ich meine Schwestern.

Meine liebe Frau starb am 18. Juni 1899. Ich habe keine Wirtschaft mehr, sondern wohne bei den Kindern, von denen noch 7 am Leben sind. Ich habe 65 Großkinder und 19 Urgroßkinder, welche bis auf den jünsten Sohn, welcher in Kansas wohnt, in meiner Nähe wohnen. Dem jüngsten Sohne starb vor 3 Jahren die Frau, er verheiratete sich wieder mit einer Frau in Kansas, wo er auch ferner Wohnung nahm. Wenn ich so lange lebe und gesund bleibe, denke ich ihn nächsten Winter zu besuchen.

Durch Deinen Bruder, Isaak Friesen, erfuhr ich, daß Ihr zum Begräbnis der Frau Peter Wiebe in Lindenau gewesen seid. Letzten Herbst war Dein Bruder, Heinrich Friesen von Kansas, besuchsweise hier; wir haben viel von Euch gesprochen, auch von Dir, liebe Schwägerin. Ich bin Dir recht dankbar für Deinen Bericht, in welchem Du auch über Joh. Wiebes Kinder, sowie über Cornelius Mantler und Löpps schreibst. Der Mann meiner Schwester Elisabeth, Peter Wiebe, starb am 13. Juni d. J. Er war in Schönau, Rußland, als Sohn des Jakob Wiebe, geboren.

Noch einen Gruß an Abraham Wiebe und an den lieben Bruder meiner Frau, Jakob Barkman, Usa.

Peter Toews Sen.

Rußland.

Melitopol, im Mai 1902. Nein, werter Editor und Leser, ich bin zu Hause. Ich habe einmal in meinem Leben einen Eisbären gesehen, bei dessen Betrachtung mir vor Grusel eine Gänsehaut über den Rücken lief; es war auf dem Takmaker Jahrmarkt. Auf der Reise nach dem Nordpol aber könnte man vielen solcher Bären begegnen, so daß einem auf die Länge unheimlich zu Mute werden dürfte. Jedoch eine kleine Reise machte ich vor kurzer Zeit, wovon ich vorher keine Ahnung hatte. Nämlich, am 25. April erhielten wir telegraphisch eine Trauernachricht, und zwar von Nikolai Wall aus Burwalde (Chortitzer Bezirk). Wall benachrichtigte uns, daß seine Gattin am 24. gestorben sei, und am 28. beerdigt werden solle. Daraufhin fuhr ich am 27. dorthin ab und traf auf der St. Prischib mit Pet. Fast und Frau, Joh. Boldt aus Ladekopp, Heinr. Sukkau und Jakob Thiessen aus Hierschau, Jakob Dück und seiner Tochter aus Tiege, zusammen, die auch zu der Beerdigung wollten. Wir kamen, nachdem wir durch die Stadt Alexandrowsk und über den Dniepr gefahren, wohlbehalten in Burwalde an, und wurden von Freund Wall freudig und traurig zugleich begrüßt. Es ist auch kein Wunder, daß der Freund traurig gestimmt war, denn es ist nur etwas über ein Jahr, daß er mit der Verstorbenen in den Ehestand getreten war. Jetzt, nachdem sie dem Gatten ein Söhnlein geschenkt hatte, wurde sie ihm, im Alter von 29 Jahren, 5 Monaten und 4 Tagen durch den Tod von seiner Seite genommen. —Sonntagvormittag gingen wir zur Kirche zum Gottesdienst. Pet. Fast gab den Täuflingen Unterricht, und Kor. Grunau las etliche Artikel vor, hielt auch außerdem noch eine erbauliche Rede. Nachmittags fand die

Beerdigungsfeier der teuren Leiche statt, und Heinr. Epp, Lehrer in Burwalde, hielt eine dem trauernden Gatten tröstende Leichenrede, wozu er sich die Worte in Jesaia 66, 13 wählte. —

Meinen Geschwistern in Mountain Lake, und den andern Freunden in Amerika zur näheren Verständigung, daß die selig entschlafene Frau Wall, Johann Thiessens Tine von Hierschau war, und als kleine Waise zu Jakob Dücks in Ladekopp in Pflege gegeben und erzogen wurde. Sie verheiratete sich mit einem jungen Witwer Heinr. Wiebe auf Samoilowka, der einen Schnittwarenhandel betrieb. Als das Geschäft anfing flau zu gehen, verkaufte er Haus und Hof, pachtete in Burwalde ein Haus, und fing aufs neue einen Handel mit Schnitt-und anderen Waren an. Nach ein paar Monaten aber starb Wiebe an der Schwindsucht, seine Gattin und ein Söhnlein in sehr beschränkten Verhältnissen zurücklassend. Die Tine war eine stille bescheidene Frau, aber Rosen sind ihr in diesem kurzen Ehestande nicht unter den Füßen gewachsen. Der zweite Gatte, N. Wall, hätte sie gerne noch hier behalten, und ihr das Leben nach Möglichkeit verschönert, aber der Herr nahm die Dulderin hinweg, um ihr dort oben die Thränen abzuwischen, die sie hier geweint. — Heinr. Epp, Lehrer in Burwalde, hiermit einen aufrichtigen Dank für das freundliche Entgegenkommen, welches er mir und Freund Sukkau am Begräbnistage erwies. Er zeigte uns viele Sehenswürdigkeiten in der Umgegend von Burwalde, Sehenswürdigkeiten, von denen man in der Molotschna keine Idee hat. Auch an den l. Freund Julius Löwen und Gattin einen Gruß. Sie erwiesen dem „Molotschnaer" die Freundlichkeit, ihn als Nachtgast einzuladen, was meinerseits mit Dank angenommen wurde. Ehe wir zur Nachtruhe gingen, unterhielten wir uns viel über die „Rundschau" und die „Russen" in Amerika, besonders von unseren leiblichen Brüdern, von denen je einer nach Amerika ausgewandert ist. In welchem Staat Löwens Bruder wohnt, weiß ich nicht, es ist mir entfallen, will ihnen aber hiermit berichten, daß Jul. Löwens gesund waren. Auch ihre Kinder, soviel ich wahrnehmen konnte, sahen aus wie blühende Rosen. Jakob Thiessen zu Mountain Lake zur Nachricht, daß Ab. Thiessens von Konteniusfeld und Schwager Dürksen von Hierschau am 2. Mai bei uns zu Gaste waren. Wir feierten an dem Tage in stiller Gemütlichkeit meinen Geburtstag. Gestern erhielten wir eine briefliche Einladung zur Silberhochzeit Peter Friesens in Hier-

(Fortsetzung auf Seite 9.)

Unterhaltung.

Daheim und in der Fremde.

Erzählung von F. W.

(Schluß.)

In der Hast und Eile wurden dann natürlich die ungeübten Hände unsicher, und oftmals ertönte aus der Küche oder Kammer klirrendes Poltern, von lautem Weinen begleitet. Dann zürnten die Fräulein und drohten mit harten Strafen, und Rieke weinte heftiger und wurde immer ungeschickter. So verging die erste Woche. Fräulein Amalie fühlte sich eines Abends veranlaßt, ihrer Unzufriedenheit in längerer Rede Ausdruck zu geben. Zum Schluß hieß es: „Und wir verlangen doch nichts Außergewöhnliches, das müßte doch der Dümmste begreifen können."

Rieke kochte innerlich. Das ihr zu sagen, die in der Schule obenan gesessen hatte und deren Klugheit so oft gerühmt war!

Abends saß sie auf ihrer Kammer und weinte, sie wußte eigentlich selbst nicht recht, weshalb; wenn jetzt ein guter Freund gekommen wäre, der ihr gesagt hätte: „Sieh, mein Kind, jetzt bist Du schon zu Ende mit Deiner Klugheit! Du mußt es anders anfangen. Demütige Dich, bitte Deine Herrschaft herzlich um Geduld und Nachsicht mit Deiner Unerfahrenheit und laß Dir den Tadel zur Warnung dienen!"

Und siehe da!—es kam wirklich jemand, und tröstende, freundliche Worte schlugen an ihr Ohr. „Entschuldigen Sie, Fräulein," sagte die Eintretende, eine Köchin aus der ersten Etage, die auf demselben Vorplatze mit Rieke schlief, „ich hörte Sie weinen, und das dauerte mich. Was giebt's denn? Haben Ihre Fräulein wohl wieder den Brumm?" Rieke schwieg.

„Sie können es dreist sagen, ich kenne Ihre Herrschaften von der vorigen Jungfer her und weiß, daß es alte, dreimal gebratene Hexen sind."

Trotz ihrer Thränen konnte Rieke doch ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Was die sagen," fuhr Lisette fort, „da muß man sich nichts ausmachen. Kein Mädchen hält es da aus, alles wollen sie besser wissen, und nichts macht man gut genug, und jeder wird dumm gescholten. Ja, dumm ist, wer sich das gefallen läßt."

Rieke trocknete eilig ihre Thränen und schloß den Koffer. Das Bild mit der Unterschrift war ihr bei dieser Unterhaltung im Wege; es war ihr fast, als ob die Mutter damit zugleich gegenwärtig wäre, und was die dazu gesagt haben würde, wußte sie ganz genau.

Aber alles hörte sich so gut an, was Lisette sagte; es war doch ein Trost, zu wissen, daß die Herrschaft die Schuld hatte und es ihren Vorgängerinnen auch nicht besser ergangen war. Rieke bekam plötzlich wieder eine viel bessere Meinung von sich selbst, schon durch das „Fräulein", das ihr noch nie zu teil geworden war, fühlte sie sich sehr gehoben, und willig lauschte sie den Ratschlägen der Versucherin.

„Das können Sie bald machen, daß Sie früher fertig werden; gehen Sie beim Reinmachen doch nicht in alle Ecken, meinen Sie, daß die jedesmal nachsehen? Ueberhaupt, Sie sind viel zu gründlich, es wird ja doch immer wieder schmutzig. Und was den kaputten Topf in der Küche betrifft, den stellen Sie so herum, daß man den angebrochenen Henkel nicht sieht, und wenn sie entdecken sollten, sagen Sie, es wäre schon gewesen."

„Aber dann lüge ich ja!" sagte Rieke.

„Behüte! das ist kein Lügen, so was nennt man bloß Notlüge, und das ist erlaubt." Rieke wußte von der Schule her, was von Notlügen zu halten war; indessen schwieg sie, vielleicht kam es ja auch gar nicht heraus mit dem Topfe, und dann brauchte sie nicht zu lügen.

Zuletzt erzählte Lisette von den Freuden und Vergnügungen der Großstadt und versprach, am nächsten Sonntag mit ihr auszugehen. „Wenn ich nur Erlaubnis bekomme," sagte Rieke.

„Natürlich! Einen um den andern Sonntag, das können Sie verlangen, und wenn es mal nicht paßt, dann kann man es doch einrichten, ohne daß sie es merken, man muß nur klug sein." Rieke verstand nicht recht, ging aber wieder sehr getröstet zu Bett.

Gleich am folgenden Morgen begann Rieke die erhaltenen Lehren anzuwenden. Mit unglaublicher Schnelligkeit erledigte sie ihre Arbeit. Die Fräulein staunten; daß nichts ordentlich gemacht war, sahen sie nicht. In der Aussicht auf das Vergnügen des kommenden Sonntages wurden aber auch die schweren Kohleneimer federleicht, Rieke hätte sie gern noch viele Treppen höher getragen. Die Fräulein wußten nicht, was sie sagen sollten, einen so raschen und durchschlagenden Erfolg ihrer Rede hatte sich Fräulein Amalie denn doch kaum vorgestellt, und als die Frage kam: „Kann ich nächsten Sonntag ausgehen?", gaben sie bereitwilligst ihre Einwilligung.

Am Sonnabendabend ließ sich Lisette den Sonntagsanzug zeigen. Mit dem Mantel war sie so einigermaßen zufrieden, die Aermel waren zwar nicht ganz modern, aber das mußte so gehen. Der Hut hingegen, auf den Rieke so stolz war, fand gar keine Gnade, dem sah jeder auf hundert Schritt an, daß sie vom Lande kam, und in solcher Begleitung konnte Lisette, die in der Stadt so viele Bekannte hatte, sich natürlich nicht sehen lassen. Rieke machte ein bestürztes Gesicht.

„Da machen Sie sich man keine Sorge," sagte Lisette, das mache ich Ihnen."

Sie brachte nach langem Rumoren in ihrer Kammer in der Schürze ein wüstes Durcheinander von Blumen und Bändern und wandelte nach kurzer Zeit den einfachen runden Hut in ein wahres Prachtstück von Eleganz um. Grasgrüne Bänder und knallrote Rosen wurden zu unendlicher Höhe aufgetürmt, und das Ganze krönten schließlich ein paar nickende Federn. — Rieke hatte so etwas noch nie gesehen; schön konnte sie es eigentlich nicht finden; gewiß war, zu Hause würde sie nicht damit gehen mögen, aber Lisette fand den Hut „großartig", und die mußte es wissen. „Wissen Sie," sagte Lisette, „Ihre Sachen sind eigentlich für die Stadt alle nicht recht passend. Das ist alles wie für die Ewigkeit. Hier, wo alle Jahre andere Moden kommen, kauft man billige Sachen, die nach was aussehen, und wenn sie alle sind, werden neue angeschafft." Von der Zeit an hatte Rieke an ihren guten Sachen keine Freude mehr, auch das Schonen gab sie auf, und von Ausbessern war gar keine Rede.

Am Sonntagnachmittag fragte sie die Herrschaft: „Wann muß ich wiederkommen?" „Das ist uns einerlei," sagte Fräulein Amalie, „wenn Sie nur zur rechten Zeit wieder da sind, um 10 Uhr wird das Haus geschlossen, und ich habe nicht Lust, mit dem Hausschlüssel die vielen Treppen hinabzusteigen, und mitgeben können wir Ihnen den Schlüssel nicht, dazu sind Sie viel zu jung."

Rieke ging. Bei dem Gedanken an die Jugend des Mädchens schlug dem Fräulein doch das Gewissen, sie öffnete die Thür noch einmal und fragte: „Wohin gehen Sie denn?"

„Ich gehe mit einer Freundin," sagte Rieke.

„Ist die ebenso jung wie Sie?"

„Nein, älter."

„Na, dann ist es gut; die wird ja wohl für Sie sorgen."

Fräulein Amalie verschwand beruhigt, mehr konnte sie doch nicht thun.

Lisette stand schon wartend. „Der Hut steht Ihnen großartig, Fräulein, dem sieht keiner an, daß Sie vom Lande sind. Eigentlich müßten Sie noch gebrannte Haare haben, aber alles auf einmal kann man nicht." Rieke fragte, wie das gemacht würde. „O, ich mache Ihnen das für nächsten Sonntag, das ist eine Kleinigkeit."

Zuerst gingen sie in eine Konditorei. Rieke wußte nicht, wie ihr wurde, als sie sich auf rotem Plüsch niederließen und ein feiner Herr mit Frack und weißer Binde fragte: „Was befehlen die Herrschaften?"

„Zwei Chokolade mit Schlagsahne," sagte Lisette mit der Miene einer Königin; aber noch mehr wuchs ihr Erstaunen, als sich derselbe Herr bei der Bezahlung höflichst verbeugte und sagte: „Danke, gnädiges Fräulein."

Verlegen löffelte sie ihre Chokolade aus und blickte scheu nach den Herren und Damen, die rings umher saßen und ihre Leckereien verzehrten. „Genieren Sie sich doch nicht," ermahnte Lisette, „wir bezahlen unser Geld und haben hier dasselbe Recht, wie alle andern."

Abends gingen sie ins Theater. Rieke hatte zuerst Bedenken wegen des vielen Geldes, das dieser Ausgang kostete.

„Sie können es mir ja wiedergeben," sagte Lisette, „und wenn Sie nicht so viel haben, thut es auch nichts. Ich verdiene viel, und was ich habe, gebe ich aus, wozu wäre man sonst auf der Welt, als zu seinem Vergnügen? Man ist nur einmal jung im Leben."

Es wurde ein schönes Stück gegeben: „Der Mutter Segen." Vieles daran erinnerte an ihre Mutter; Rieke weinte zum Herzbrechen. Aber es war doch so schön, o, so wunderschön! Wer konnte hierbei an Zeit und Stunde denken. Ein Todesschrecken fuhr durch ihre Glieder, als es auf dem Nachhausewege 11 Uhr schlug.

„Na, was thut denn das?" sagte Lisette. „Ich habe doch einen Schlüssel, Sie gehen direkt auf Ihre Kammer, davon weiß kein Mensch was, und wenn Ihre Damen dahinter kommen, so sagen Sie, die Uhr wäre verkehrt gegangen, oder sie hätten sich verirrt, seien Sie nur nicht dumm."

Die Fräulein fragten aber nicht. Desto besser.

VI.

Bald nach Weihnachten kam ein Brief von wunderbarer Form, mit großen, stolpernden Buchstaben und einer ganz außerordentlichen, jedoch verständlichen Orthographie: „Libe Fudderike ich Schreibe Dier Brift wier haben Klein Broder gekricht. Muther sacht, sontag in firzen Tage sollst Du Kohmen. Fahter segt auch, Wenn freih krichst will er Dier apholen.

Dein lieber Carl."

Rieke warf den Brief ins Feuer. Noch mehr Kinder! Das hatte gerade noch gefehlt, und kommen sollte sie auch und gerade an dem Tage, an dem der Maskenball stattfand, zu dem sie mit Lisette gehen wollte. Es war höchst unangenehm; wie hatte sie sich auf das Vergnügen gefreut! Aber abschreiben, daran war gar nicht zu denken, das würden die Eltern sehr übelnehmen.

Abends teilte sie der Freundin die unangenehme Neuigkeit mit. Diese lachte. „Na, da freuen Sie sich wohl; so ein kleiner Prinz ist ja immer doppelt willkommen."

„Nein, ich freue mich gar nicht," sagte Rieke, „wir haben Jungen genug von meiner rechten Mutter."

„So, das ist was anderes, dann ist es die reine Plage."

„Ich soll hinkommen, gerade am Sonntag über vierzehn Tage."

„Das thun Sie einfach nicht. Sie sagen, Sie hätten keine Erlaubnis bekommen."

Rieke überlegte.

„Ihrer Stiefmutter ist es ja doch nur um ein Geschenk zu thun, auf so was kennt man die Stiefmütter."

Eigentlich war Rieke empört; sie wußte ganz genau, daß ihrer Mutter wenigstens mit dieser Behauptung bitter Unrecht geschah, aber sie schwieg.

„Ne, da würde ich mich schön hüten," fuhr Lisette fort, darum das schöne Vergnügen aufzugeben, es soll großartig werden, und es wäre doch ein Jammer, wenn wir alle die viele Mühe mit Ihrem Anzuge umsonst gehabt hätten. Schicken Sie dem Bengel irgend etwas, z. B. ein Kleid, das ist sehr nobel, gratulieren Sie und damit gut."

Rieke war noch unentschieden. Ihre bessere Natur sträubte sich gegen das große Unrecht, das sie zu thun im Begriff stand; allein der Versucher hatte schon zu viel Macht über sie, nach kurzem Kampf war sie entschlossen. Sie erhandelte ein weißes Mullkleid mit rosa Schleifen, kaufte eine feine Gratulationskarte und schrieb auf die Rückseite: „Leider kann ich nicht kommen, ich habe keine Erlaubnis erhalten." Wie ihre Hand zitterte, mit der sie die schändliche Lüge niederschrieb! Und wie laut ihr Herz pochte! Lisette half beim Einpacken, besorgte auch aus lauter Güte das Paket zur Post.

Am Sonnabendabend lag der ganze Maskenanzug (Rieke wollte eine Zigeunerin darstellen) parat. Rieke hatte eigentlich ganz gegen ihren Wunsch die Erlaubnis, hinzugehen, erhalten. Hätte die Herrschaft wenigstens Schwierigkeiten gemacht, so wäre ihr die Lüge nicht so gar schlimm erschienen. Statt dessen fragte Fräulein Amalie ganz gegen ihre Gewohnheit, was sie denn vorstellen wolle, und wo sie den Anzug her habe. Rieke berichtete, und die Damen neugierig gemacht, befahlen, sie möge sich eimal darin zeigen. Rieke war gern bereit und wurde aufrichtig bewundert. Der Rock von ihrem schönen schwarzen Kleid war umgelegt und mit großen Zacken von rotem Kattun und Goldpapier besetzt; das grünseidene Mieder hatte Lisette geliehen und passend gemacht, ein Turban aus einem alten roten Halstuche, mit einigen Reihen Glasperlen umwunden vervollständigte den kleidsamen Anzug.

„Fräulein sollten aber erst Lisette sehen, die stellt die Königin der Nacht vor in lauter schwarzem Samt mit Gold und Edelsteinen."

Die Damen schlugen in ihre Hände und meinten, Rieke könne sich recht freuen, eine so angenehme Bekanntschaft im Hause gefunden zu haben, denn allein hinzugehen würden Sie ihr bei ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Fall erlaubt haben.

Am Sonntagnachmittag gingen die beiden Freundinnen zusammen aus, um sich frisieren zu lassen; ohne das ginge es nicht, sagte Lisette.

„Fräulein, was haben Sie für schönes Haar," sagte der Friseur, als er auf Riekens Kopfe mit der Brennschere hantierte, „Sie müßten aber immer gebranntes Haar tragen, das steht Ihnen zum Entzücken." Rieke schwamm in Seligkeit und legte befriedigt ihre Mark auf den Tisch.

Da es noch früh war, wanderten die beiden Mädchen noch in den Straßen umher, wo sich ihnen alsbald zwei Infanteristen zugesellten. Den einen kannte Rieke, sie hatte ihn oft mit Lisette vor der Hausthür und an der Straßenecke stehen sehen. „Mein Kamerad," sagte er, auf den andern zeigend. Und „meine Kollegin, Fräulein Rieke," stellte Lisette vor. Alle verbeugten sich gegen einander. Es war, als höre Rieke die Freundin noch hinzufügen: „Bauernmädchen vom Lande, aber reich." Genau verstand sie es nicht, denn eben rasselte im schnellen Trabe ein Wagen vorüber, und der Mann, welcher die Pferde lenkte, hatte eine untrügliche Aehnlichkeit mit ihrem Vater, ja, er war es selbst, sie erkannte den Shawl, den sie selber einst gestrickt hatte, und der damals zur Trauer schwarz gefärbt war. Sie gingen jetzt zu Paaren. „Der Mann scheint Eile zu haben," versetzte ihr Begleiter, der ihren Blicken gefolgt war.

„Ja, was der hier wohl will am Sonntag?" erwiderte Rieke blaß vor Erregung.

„Hat gewiß Geschäfte." Rieke schüttelte den Kopf.

„Kennen Sie ihn?" „Nein," sagte sie und wurde jetzt dunkelrot.

„Was man doch für Angst und Not hat in der Welt," dachte Rieke, „hätte mich mein Vater erkannt, dann wäre es doch aus gewesen mit dem Vergnügen; der hätte doch nicht gelitten, daß ich zu einer Maskerade ginge. Und gar heute! Es wundert mich doch, was er heute hier macht."

Das Gefühl der Angst verließ sie auch nicht beim Ankleiden, auf das sie sich so gefreut hatte. Alles ging verkehrt; das Mieder hatte gestern sehr gut gepaßt, heute war es eng zum Ersticken, und Lisette, die ihr hatte helfen wollen, kam auch nicht. Dazu herrschte eine so sonderbare Unruhe im Hause, Klingeln wurden gezogen, Thüren auf- und zugemacht, und laute Stimmen sprachen auf den Treppen. Rieke setzte sich auf den Stuhl und wartete. Wovor fürchtete sie sich denn? Da fiel ihr Blick auf den sinkenden Petrus, der seinen Herrn verleugnet hatte, wie sie ihren Vater. Eilig schloß sie den Koffer, ein schwerer Schritt stolperte auf der Treppe und näherte sich der Kammerthür. Anklopfen und sie öffnen war eins; auf der Schwelle stand—ihr Vater. Einen Augenblick blieb er stumm, dann streckte er befehlend die Hand aus und rief mit dröhnender Stimme:

„Treck Diene Lumpen von'n Liev un kumm mit, Diene Mutter liggt bodeskrank." Mit einem Schrei sank das Mädchen zu Boden und umklammerte des Vaters Kniee. „Heraf mit den Narrenkram, segg eck!" wiederholte er noch lauter. „Wi hevt kein Tied tau versümen, wenn wi se noch bi Lewen andräpen willt, naher is Tieds genaug for dat annere." — Ohne ein weiteres Wort stieg er die Treppe wieder hinab und klopfte bei den Fräulein. Das Herein klang sehr zaghaft, denn der Schreck saß ihnen noch in den Gliedern. Der kräftige, ernste Mann war zu ihnen gekommen und hatte kurz und bündig gefragt, wo seine Tochter sei.

„Das wissen wir nicht," sagte Fräulein Amalie, „vielleicht ist sie schon weg zur Maskerade."

„Wohen?" fragte der Mann mit gerunzelter Stirn.

„Zur Maskerade, wir erlauben ihr gern jedes Vergnügen."

„Un tau ehren lütjen Brauder drofte sie nich nah Hus?"

„Gewiß, wenn sie nur gefragt hätte, wir sind ja in letzter Zeit sehr zufrieden mit ihr gewesen," setzte sie ängstlich hinzu, „wir wissen überhaupt gar nicht, daß sie noch Geschwister hat."

„So, dat wet't Sei nich? Hm. Willt Sei so gaud sien un meck mal wiesen, wo ehre Kamer is?"

An der geöffneten Thür stehend hatten die Schwestern dann die lauten unwilligen Worte des Vaters, das jämmerliche Weinen Riekes gehört, nun fürchteten sie, daß er ihnen noch eine Scene machte, solche Leute können so grob und ausfallend sein, und ihr Gewissen sagte ihnen, daß sie den Zorn dieses Mannes zu fürchten hätten. Sie baten ihn, hereinzukommen und sich zu setzen, er lehnte aber beides ab und blieb mit dem Hute in der Hand an der Thür stehen. „Eck woll man seggen, eck hebbe bitter Unrecht dahn, dat eck miene Dochter hierher in Deinst geben hev; eck dachte wunner, wat se klauk wär, aber se is noch vel to jung un to dumm. Wenn eck se mal wedder von Hus geben scholl, mut se en Herrschaft hebben, de up Gottes Word hölt un seck um saun jung unerfahren Kind kümmert. Nehmen Se nich öbel, dat eck Sei uppen Stutz in Ungelegenheiten bringen dauh, mien arme Kind hört bi sienen unglücklichen Vader un bi siene bodeskranke Mutter, un laten Sei seck ok düsse böse Stunne tau'er Warnung deinen, un nu adjüs ok!"

Rieke hatte unterdessen Höllenqualen ausgestanden. Der bunte Rock, der aufgeputzte Hut, aller Tand um sie her war ihr zum Ekel geworden, sie stopfte alles hastig in den Koffer, schlüpfte in das Alltagszeug und band ein Tuch über den Kopf, dann eilte sie hinunter, alles wie im Traum. Fräulein Amalie stand wieder lauschend an der Thür, diesmal mit Thränen in den Augen. Rieke eilte auf sie zu, ergriff ihre Hand und schluchzte: „Vergeben Sie mir, daß ich Sie so oft hintergangen und Ihnen nicht besser gedient habe." Fräulein Amalie wollte noch etwas erwidern, allein da war Rieke schon die Treppe hinunter. Der Vater half ihr schweigend auf den Wagen, dann fing die traurige Fahrt an. Vor des Doktors Hause wurde angehalten, der Arzt stand schon parat, und in sausendem Gallopp ging es weiter. Unterwegs that der Arzt mehrere Fragen, und aus den Antworten des Vaters merkte Rieke, daß es sehr schlimm um die Mutter stand. Die gute Mutter, der sie so viele Not und so wenig Freude gemacht hatte! „Großer Gott," betete sie aus gepreßtem Herzen, „erhalte sie uns, laß sie wenigstens so lange am Leben, bis ich sie um Verzeihung gebeten habe; Du kannst es, lieber Gott, ich verlasse mich auf Dich von ganzem Herzen."

Es war, als ob nach diesem Gebet eine Freudigkeit über sie käme; sie empfand plötzlich die wohlthuende Nähe des Vaters, in dessen Hut sie sich so sicher und geborgen fühlte, trotzdem sie noch seinen Zorn zu fürchten hatte; sie empfand mit unendlicher Wonne, daß es der Heimat entgegen gehe, wo sie zwar Leid und Kummer, aber auch Liebe und Vergebung finden würde.

Endlich war man angekommen. Ein Weinen und Fragen und Flüstern geschah; gottlob!, die Mutter lebte noch, war aber sehr schwach. Der Doktor ging mit dem Vater ins Krankenzimmer und verblieb da lange Zeit. Rieke fand die Geschwister wie ein Häuflein Unglück hungernd und frierend, niemand hatte Zeit gehabt, für sie zu sorgen. Hier fand sie nun ein gutes Mittel, die traurigen Gedanken zu verscheuchen. Mit Mut und Gewandtheit ging sie an die Arbeit, schaffte den Kindern alles, was sie bedurften, und brachte das kleine Hannchen zu Bett. Auch die Kinder empfanden das Walten der Schwester wie eine Wohlthat, und die beiden Knaben wurden ganz gesprächig und erzählten von dem kleinen Bruder, der ein weißes Kleid anhabe. Jetzt erst fiel Rieke dies Kind wieder ein, und sie fragte, ob es bei der Mutter in der Kammer wäre.

„Ne," sagte Karl, „sall eck en deck mal wiesen?" Er öffnete die Thür zu der guten Stube und — da lag der kleine Engel in dem Kleide, mit dem sie ihr Gewissen hatte zum Schweigen bringen wollen, kalt und tot in seinem Sarge. Sie erfuhr auch, daß er „Friedrich" genannt sei. „Von deck," sagte Karl, „Mutter hett ett seggt."

Wieder Ursache zu neuer Scham. Wie hatte sie sich über das Kind geärgert; wenn es doch jetzt noch lebte, zur Freude der Mutter und zu ihrer eignen!

Nach mehreren Stunden fuhr der Doktor davon; er hatte gesagt, diese Nacht werde es sich entscheiden, entweder—oder.

Rieke sah den Vater an, der in der Ecke saß. Ein unendliches Mitleid bewegte ihr Herz, sie trat zu ihm und sagte: „Vader, wo is et?"

Er schüttelte den Kopf: „De Doktor weet nix mehr."

Da fiel ihr das Bild mit dem sinkenden Petrus ein, und fast ohne daß sie es wußte, kam es von ihren Lippen: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen; lat üsch mal recht bäen, Vader."

Er sagte nichts, aber er sah sie liebevoll an und faltete seine Hände.

Was soll noch weiter erzählt werden, die Geschichte nähert sich ihrem Ende. Gott der Herr, auf den sie sich fest verließen, half ihnen aus: Die Mutter erwachte nach einer langen, bangen Nacht zu neuem Leben. Zwar blieb sie lange Zeit schwach und gebrechlich, und schwach und strauchelnd blieben auch die Versuche Riekes, sie zu pflegen und ihren Platz in der Haushaltung zu versehen; aber da sie gelernt hatte, aus aufrichtigem Herzen zu sprechen: „Ich verlasse mich nicht mehr auf meinen Verstand, sondern allein auf die Gnade und Hilfe des ewigen Herrn im Himmel," so kam alles zu einem guten Ende.

Der Knecht, welcher den Koffer aus der Stadt holte, brachte die erschütternde Nachricht mit, daß Lisette wegen Betrugs und Diebstahls im Gefängnis sitze. Am Abend jener denkwürdigen Maskerade waren ihre Schandthaten endlich entdeckt, sie war in den Kleidern ihrer Herrin einherstolziert und hatte sogar einen Griff in den Geldkasten gethan.

Und dies schlechte, leichtsinnige Mädchen war Riekes Freundin und Lehrmeisterin gewesen! Ein Schauer durchfuhr sie bei dem Gedanken, wie leicht sie ihre Lektionen begriffen hatte, und wie weit sie schon auf dem Wege zum Verderben vorgeschritten war.

Der Vater sah ihre Bewegung und ergriff ihre Hand, „jetzt bliwst Du bi üsch," und die Mutter faßte ihre andere Hand, „wi könnt gar nich mehr tau ahne use Rieke."

„Un eck nich mehr ahne miene leiwe allerbeste Mutter."

Mitleid ist eine taube Blüte,
Wenn es nach Lohn und Nutzen frägt,
Und was ist das für eine Güte,
Die ihre Gaben wägt!

Frieda Schanz.

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., second-class matter.

2. Juli 1902.

Einem ungenauen Bericht zufolge hat der Orkan, welcher am 25. Juni durch Süddakota und Jowa ging, ungeheuren Sachschaden angerichtet. Auch viele unserer Brüder sollen schwer gelitten haben. Hoffentlich können wir vor Schluß der Redaktion noch mehr bringen.

Wenn diese Nummer der „Rundschau" den Lesern zu Gesichte kommt, feiert ganz Amerika den „Großen Vierten" (d. 4. Juli), den Geburtstag der Nation. Die Art und Weise diesen Geburtstag zu feiern, läßt auf die Herzensstellung der Feiernden schließen.

Dr. Susie Isaak hat sich endlich entschließen können einem wiederholt an sie ergangenen Rufe folge zu leisten: sie hat sich in Gössel, Kansas, stationiert und will in Zukunft unter ihrem Volke als Aerztin wirken. Da sie eine langjährige Erfahrung in ihrem Berufe besitzt, so kann ihr der Erfolg nicht ausbleiben.

Unser Freund, Kaufmann G. L. Klassen von Hillsboro, Kansas, schreibt uns vom 23. Juni, daß Johann Koopen von Pordenau, Rußland, (Frau Koop ist Klassens Schwester) in wenigen Tagen erwartet werden. Freunde Koops kommen auf Besuch nach Amerika. G. L. und sein Bruder Franz Klassen werden den Gästen bis Kansas City entgegen fahren.

Unsere lieben Gäste, J. J. Epps, haben uns schon verlassen. Nur zu kurz verstrich die Zeit ihres Hierseins. Wir haben uns die Städte Elkhart, Goshen und South Bend gut angesehen; in letzterer Stadt besonders die großen Wagen-, Pflug- und Tuchfabriken. Den 19. Juni lenkten die Prairiebewohner ihre Schritte wieder heimwärts. Editors begleiteten ihre lieben Gäste aber noch bis Chicago. Wir gingen über die Big Four Linie bis Benton Harbor am Michigansee und fuhren per Dampfschiff über den See. Ueber diese schöne Seefahrt und über die herrlichen Parke, Tiergarten, Palmenhaus u. s. w. will Freund Epp jedem Auskunft geben, der ihn in seinem Store zu Medford, Oklahoma, besuchen wird.

Bitte, lieber Editor! Sie möchten mir den Gefallen thun, und Heinr. Pauls, Inman, Kansas, (fr. Fürstenwerder, Südrußland) in der „Rundschau" einen kräftigen Rippenstoß versetzen, vielleicht fällt es ihm dann ein, daß er schon lange Zeit keinen Brief an mich geschrieben hat. H. Thiessen.

Anm. Der l. Freund Pauls wird mit obigem schon zufrieden sein und schreiben. Mit dem Rippenstoß, das mach ich lieber persönlich mit ihm ab. — Ed.

Bis jetzt hatten wir einen Korrekturleser, und der Druckfehler war kein Ende; jetzt haben wir, um die Zahl der Fehler in Zukunft zu verringern, unsern Korrekturleser entlassen. In Peter Jansens Artikel, No. 26, stand ganz zu Anfang in Klammern „(resp. Tieger)." Unserm gestrengen Herrn Censor kam das Ding zu gruselig vor und murkste kurz entschlossen den „Tieger" ab und stellte das harmlosere Wort „(resp. Papier)" dahin. In dem Artikel von Isaak Peters in No. 25, hat derselbe Korrekturleser auf mehreren Stellen aus „Offenbarung Johannes" „Apostelgeschichte" gemacht. Warum?— — Wenn wieder Fehler vorkommen, wird wenigstens ein anderer Mann dafür verantwortlich sein.

Werter Bruder! Wie haißt? Ich habe gehört, daß Du von Elkhart weggehst. Das kann doch nicht sein. Offen gestanden, mir gefällt jetzt die „Rundschau", und es wäre schade, wenn Du Deinen Posten als Editor verließest. Bleibe dabei! Halte aus! Die „Rundschau" übt einen guten Einfluß aus auf unser Volk. Der Herr segne Dich, und gebe Dir auch fernerhin Freudigkeit in Deinem Beruf.

Mit Brudergruß!

Anm. Danke für Anerkennung! Noch bin ich hier und gedenke auch nicht die „Rundschau" zu verlassen, es sei denn, ich müßte. Meine Augen sind, Gott sei Dank, etwas stärker. — Ed.

Jemand stellt die Frage, ob „besuchen" ein transitives oder ein intransitives Zeitwort sei, denn er lese so oft im „......" etwa wie folgt: „N. N. besuchte hier in X."— Natürlich ist das kein vollständiger Satz. Es sollte auch gesagt worden sein: wen N. N. in X. besucht. Es geht uns mit dem Blatte auch so, wie dem Fragesteller: wir sind schmerzlich enttäuscht, daß es unsere schöne deutsche Sprache so verhunzt. Geschrei und Geprahle ist genug darin, aber der Inhalt bes. die vielen Vergewaltigungen unserer deutschen Sprache sind uns in der Seele zuwider. Da finden wir in dem Blatte die freundliche Aufforderung: „Geht zu N. N. für Bargain." Oder: „...... er war in Deutschland gebürtig." Wir könnten aus jeder Nummer einige Spalten solch sprachlichen Unsinns bringen, aber wir haben weder Zeit noch Lust dazu. Bei unsern „gebildeteren" Leuten steht es fest, daß das Blatt, welches Sie nennen, nie ein gutes Deutsch wird liefern können. Auf Anfragen um Berichtigungen wollen wir gerne antworten, aber sonst uns nicht in die Sache mischen. Das Blatt wird ja auch seine Freunde haben, die mit dem Deutsch, welches ihnen geboten wird, mehr als zufrieden sind. In den Korrespondenzen muß man das Deutsch schon so lassen, wie es eingeschickt wird, aber was der Editor schreibt, sollte richtig geschrieben sein; wenigstens grobe Fehler sollten nicht vorkommen.

Folgender Brief ging uns von einem der erfahrendensten und gebildetsten Freunden der „Rundschau" zu. Ich veröffentliche solche Zuschriften nur selten. Wenn ich es ab und zu thue, so geschieht es, gewissen Leserkreisen, die da leichter beeinflußt werden können, zu beweisen, daß die „Rundschau von ihren Lesern geliebt, geachtet und — verstanden wird.

Werter Editor!

In der Ausgabe Ihres gut redigierten Blattes, vom 11. Juni, gewähren Sie Ihren Gefühlen Luft bezüglich der Briefe von unreifen Kindern. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihren moralischen Mut in der Behandlung praktischer Lebensfragen! Jedes Ihrer Worte ist mir aus der Seele gesprochen. Nicht nur im Hinblick auf diese Kindernarretei und -Heuchelei, sondern auch mit Bezugnahme auf solche fatale Auswüchse, wie Carrie Nation; die Ausschreitungen, die das weibliche Geschlecht über die biblische Grenze hinausrücken; die entsetzliche moderne Verzärtelung und Verziehung der Kinder u. s. w. haben Sie stets einen gesunden, unmißverständlichen Ton angeschlagen, wofür Gott Sie segnen möge.

Im großen und ganzen wird viel zu unpraktisch und verdeckt geschrieben. Man will eben selbst „gebildet" sein, und muß sich das Publikum natürlich als „gebildet" vorstellen. — Ach — es ist viel Geschrei und wenig Wolle! — Die religiösen Zeitschriften, die den Kinderbriefen ihre Spalten leihen, leisten der Heuchelei und dem Größenwahn erstaunlich Vorschub. Wer hat nicht verblendete, ehrgeizige Mütter kennen gelernt, denen die Kinderspiele in den Zeitungen Wasser auf die Mühle sind? Man ist oft gezwungen, an dem Verstand solcher Mütter zu zweifeln. Gäbe es in Zion mehr betende, hauspriesterliche Mütter, deren es leider zu wenige giebt, dann würde mit der armen Jugend kein solches Possenspiel getrieben. Mir schweben jetzt Mütter vor, die ihren Kindern halfen Bibelfragen zu lösen und Briefe zu schreiben. Wie wohlthuend wirkte es auf ihr wollendes Mutterherz ein, wenn ihre Lieblinge lobend in der Liste erwähnt wurden! Wo ist aber da das moralische, will nicht sagen, religiöse Gefühl? Kinder, die kaum lesen können, sind unfähig, die Bibel so zu erforschen und zu verstehen, daß sie Dr. Barth's und anderer Bibelfragen verstehen und beantworten können. Es muß da notwendig zugehen, wie beim Photographen, wo die Mutter, hinter einem Tuche verborgen, den Säugling auf dem Stuhl festhält, wo der Künstler mit Pfeifen, Blasen, Lachen und aufgebrauchter Geduld das „liebe Engelsgesicht" auf der Platte hat. Schreiber ist ein warmer Kinderfreund und deshalb schreibt er: „Wehe denen, die wissend oder unwissend, es sich angelegen sein lassen, den lieben Kindern die Einfalt, Harmlosigkeit und Kindlichkeit zu frühe zu rauben! Kinder giebt es bald nicht mehr; aber die Menschheit wird gequält von kleinen Männlein und Fräulein, wie einst Aegypten von der Frosch plage.

Prediger und Editoren sollten beherzigen, was der Apostel in 1. Kor. 14, 8 der Christenheit für immer ans Herz legt. Die Menschen sind keine gemalten, sondern wirkliche Sünder! Deshalb sollte man nicht zu viel voraussetzen und bald alle Bücherwürmer für gelehrt, gebildet oder aufgeklärt halten. Aufklärung und Bildung, sogenannt, haben heute denselben widerlichen Beigeschmack, wie zur Zeit Göthes, Heines und Genossen.

Der Herr lege seine Gnadenhand heilend und segnend auf Haupt und Herz der frommen, betenden Mütter, die den Schaden Josephs tief beklagen! Alle Christen, besonders Prediger und Editoren, sollen ehrlich sein in dieser Richtung, wie die Bibel, dann wird es besser gehen und die Welt wird weniger Ursache finden, die Gebrechen der sogenannten Christenheit am Waschseile zur Schauauszuhängen und flattern zu lassen! —

Entschuldigen Sie gefälligst, daß ich so viel geschrieben habe. Es war

nicht meine Absicht. Sonderbar! wenn ich die Feder ansetze, dann eilt sie fast von selbst über das Papier, und jetzt geht es mir wie einem, der gerne noch mehr essen möchte, aber nicht darf. (Warum denn nicht? Bitte schön! — Ed.)

Nur ermutigen wollte ich Sie, nicht loben, denn Lobhudeleien sind mir in der Seele zuwider. Allein, da Sie Ihre Pflicht erfüllen, so will ich dies hiermit dankend anerkennen. Vernünftige Menschen zu Freunden zu haben, ist eine Ehre; unvernünftige Leute zu Feinden zu haben, ist vielleicht eine noch größere Ehre. Johannes der Täufer verlor sein Haupt um der Wahrheit willen; Jesus wurde von den Heuchlern dem Pilatus überliefert, daß er gekreuzigt würde, und Stephanus triumphierte, als er unter den Steinwürfen betend in die Kniee sank; alles um der Wahrheit willen, die „gebildete" Feinschmecker nicht leiden mochten. Aber das fromme Herz versteht das, labt sich davon und wünscht sich durch Gottes Gnade, einen so erhabenen Auszug aus der Welt.

Mit Gruß

Ihr im Herrn ......

Erbe gesucht.

Am 6. August 1901 starb in Spring Valley Co., South Dakota, Benjamin Ratzlaf. Um die Erbregulierung vornehmen zu können, ist es notwendig, daß der Sohn des verstorbenen Peter Ratzlaf, dessen Adresse unbekannt ist, sich meldet. Rundschauleser, welche in seiner Nähe wohnen, sind gebeten, ihm Obiges mitzuteilen und ihn an folgende Adresse zu verweisen.

Henry Ratzlaf,
Spring Valley, South Dakota.

Briefkasten.

J. H. Klassen. — Dank für Korr. Besehen Sie gelben Streifen. Habe der M. P. C. Ihren Fall vorgelegt. Wird allright.

Aid Plan.

Da laut Art. 12 im Frühjahr des Jahres 1902 alles im Aid Plan versicherte Eigentum neu eingeschätzt werden muß, so geben wir solchen Gliedern des Aid Plan, deren Einschätzungen nur auf drei, vier und fünf Jahren eingetragen wurden, hiermit die Erlaubnis, im Falle es gewünscht wird, die Einschätzungen bis zum 1. Mai 1904 laufen zu lassen. Die Lokalschreiber mögen solche Veränderungen in ihren Büchern machen, müssen der Hauptoffice aber auf jeden Fall davon benachrichtigen, da anders die betreffenden Einschätzungen hier gestrichen werden.

Obiges hat natürlich nicht Bezug auf Dampfdreschmaschinen.

Das Exekutivkomitee.

Adreßveränderung.

Jakob P. Friesen, Rosenfeld, Manitoba, verändert seine Adresse nach Lowe Farm, Manitoba.

(Fortsetzung von Seite 6.)

schau, die am 23. Mai stattfinden soll. Wenn man auf die Vergangenheit zurückblickt, ist es noch nicht lange her, als ich mit Peter zusammen die Schulbank drückte, und jetzt gedenkt er Silberhochzeit zu feiern. Ja die Zeit eilt unaufhaltsam vorwärts, und wir halten, wenn uns auch mancher Sturm dieses Lebens entgegenbläst, und wir hindurch müssen, gleichen Schritt mit ihr, bis wir alt, (viele auch jung) schwach und müde hinfallen, um hernach wieder aufzustehen, entweder zum ewigen Leben, oder zur ewigen Verdammnis. Die Zeit aber eilt vorwärts, wieder andere Generationen mit sich fortreißend, — und das wird so bleiben, bis hier keine Zeit mehr sein wird, bis es heißen wird: das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.

Heinrich J. Thiessen,
fr. Hierschau.

Ogus-Tobe, den 18. Mai 1902. Da ich schon über zwei Jahre vergeblich Nachrichten oder Lebenszeichen von meinem Bruder, Peter Quiring erwarte, so bitte ich hiermit doch so gut sein zu wollen und, wenn möglich, bald ein Lebenszeichen von sich zu geben. Früher war er wohnhaft in Minnesota, habe einmal meine Adresse hingeschickt, aber keine Nachricht erhalten. Ebenso ergeht es mir mit dem lieben Schwager Peter Vogt, dem Bruder meiner verst. Frau. Habt Ihr mich schon vergessen oder meinen Brief nicht erhalten, so bitte ich Euch hiermit, doch so bald wie möglich etwas von Euch hören zu lassen, wenn möglich brieflich. weil ich die „Rundschau" nicht lese. Gesund bin ich, Gott sei Dank, auch alle meine Kinder und Großkinder.

Mit Gruß

Franz Quiring,
Ogus-Tobe, Stadt Theodosia,
Südrußland.

Der Chicagoer Elias Dowie mutet in seinem neuesten Vortrag in seinem Zion seinen Gläubigen viel auf einmal zu. Denn er prophezeit ihnen folgendes: Dasselbe vulkanische Gas, welches kürzlich auf Martinique 30,000 Menschen auf einmal tötete, werde binnen fünfundzwanzig Jahren alle Menschen töten, welche nicht zu Zion gehören; das Söldnerheer der Ver. Staaten, das aus heillosen Tagedieben und Landstreichern bestehe, werde verschwinden, und über das nächste Heer werde er, John Alexander Dowie, er, der Elias, von welchem einst Moses geschrieben, den Befehl führen. In Zion selbst erhob sich bei diesen erstaunlichen Prophezeiungen Dowies kein Widerspruch.

Landwirtschaftliches.

Beschneiden junger Bäume.

Die beste Zeit zum Beschneiden junger Obstbäume ist, wenn das Messer recht scharf ist. Der Apfelbaum treibt gerne zu viele Zweige; seine Lebenskraft und Zähigkeit geben uns glücklicherweise die Gelegenheit, dieses Uebermaß einzuschränken und dem Baume die Form zu geben, die am zweckmäßigsten ist. Beim Baum gilt auch: wie Hänschen gezogen wird, so wird der Hans; und wie bei diesem ein halbes Jahr nicht ohne Zucht und Leitung vorübergehen darf, so auch nicht bei dem jungen Apfelbaum während des Sommerhalbjahrs. Die Zucht des jungen Baumes entscheidet über späteren Erfolg oder Mißerfolg; was wir in den ersten fünf oder sechs Jahren aus dem Baume machen, bedingt seine spätere Nutzbarkeit. Dies wird von dem unerfahrenen Obstzüchter und dem Farmer oft übersehen.

Der junge Baum in der Baumschule des Gärtners braucht in den ersten zwei Jahren wenig beschnitten zu werden. Es liegt in der Natur des Baumes, daß er in den ersten Jahren schlank emporschießt; die kleinen Seitenzweige, die er in der Baumschule ansetzt, befördern das Wachstum des Stammes, und das Entfernen derselben würde mehr schaden, als nützen; wenn die niedrigen Zweige zu früh entfernt und dadurch der Saft in die Krone getrieben wird, so wird der Baum seine gerade Haltung verlieren; er verliert sein Gleichgewicht, wird nach einer Seite neigen und schief wachsen; denn der Kopf, die Krone wächst schneller als der Stamm und wird zu schwer für letzteren. In der Baumschule des erfahrenen Baumzüchters finden wir solche Bäume nicht; im Obstgarten des Farmers aber häufig; im ersteren Falle brauchen die Bäume nie gestützt werden, in des Farmers Obstgarten müssen die dünnen Stämme mit zu schwerer Krone mit Pfählen versehen werden, wenn sie nicht schief wachsen oder abbrechen sollen. Zwischen dem dritten und sechsten Lebenjahre des Baumes wird der Wert für die ganze spätere Zeit des Baumes bestimmt. Etwas Beschneiden erfordert der Baum allerdings auch in seinem frühesten Alter; aber es ist nicht möglich, schon jetzt die Form der Krone zu bestimmen und nur solche Aeste zu belassen, durch welche dieselbe endgiltig gebildet werden soll. Diese wichtige Arbeit in der Erziehung des Baumes fällt also nicht dem Baumzüchter zu, sondern muß ausgeführt werden von der Hand des Obstzüchters oder Farmers, der den Baum später in seinen Obstgarten pflanzt und Nutzen von demselben ziehen will. Diese sollten mithin, um ihre Arbeit richtig ausführen zu können, eine allgemeine Kenntnis von der Natur des Wachstums der Obstbäume und auch von der Art des Wachstums der verschiedenen Sorten haben. Werden hierin Fehler in der frühen Jugend des Baumes gemacht, so sind dieselben später nicht wieder gut zu machen. Selten braucht das Messer zur Anwendung zu kommen, wenn der Baumzüchter die jungen Bäume auf der Farm abliefert, es sei denn, daß die Wurzeln und Zweige während des Verschickens beschädigt wurden; gewöhnlich wird der Baum nach dem Ausheben in der Baumschule vor dem Verpacken von erfahrener Hand an Wurzeln und Zweigen zurecht gestutzt. Für den Farmer kommt es nun darauf an, sich klar zu machen, was für Bäume er ziehen will, Hochstämme oder niedrige Bäume. In den meisten Fällen wird wohl eine solche Höhe des Stammes gewünscht, daß die Pferde bequem unter den Zweigen hinweggehen können, damit auch der Pflug nahe an den Stamm gebracht werden kann, wenn das Land unter den Bäumen bearbeitet wird. Es ist aus diesem Grunde sehr wünschenswert, wenn der Baum einen einfachen Stamm von mindestens 6 Fuß Höhe hat; es ist dies aber bei den verschiedenen Sorten Bäumen infolge ihrer Eigenart nicht immer erreichbar. Beim Ausschneiden der Zweige werden nur solche belassen, welche sich im rechten Winkel von dem Stamme abzweigen; bleiben Aeste in anderer Lage stehen, so kommen dieselben mit zunehmdem Alter zu dicht an einander, und dies führt über kurz oder lang zu Mißhelligkeiten. Es erfordert ein gutes Urteil und Uebung, um hier stets das Richtige zu treffen; in Büchern und Bildern läßt sich die Sache allerdings recht einfach und hübsch beschreiben und ausführen. Es muß bei der Verteilung der Aeste im Auge behalten werden, daß später die Last der Frucht oder auch von Schnee und Eis im Winter gleichmäßig verteilt wird, so daß der Stamm die ganze Last im Mittelpunkt stützt; mit anderen Worten die Krone soll nach allen Seiten hin möglichst gleich starke Aeste zeigen. Dann werden unter großem Gewicht die Aeste sich wohl biegen, oft bis zur Erde, aber selten brechen oder den Stamm spalten. Werden diese Punkte schon beim Beschneiden des jungen Baumes berücksichtigt, so wird es später nicht notwendig werden, große Aeste zu entfernen. Ist aus dem einen oder anderen Grunde das Entfernen großer Aeste doch wünschenswert, so ist es ratsam, erst ein oder zwei Jahre

vor dem Wegschneiden diese großen Aeste scharf zu ringeln, d. h. mit dem Messer in die Rinde einen Ring zu schneiden, der bis auf das Saftholz reicht, um hierdurch den Saftzufluß zu vermindern. Solche Aeste sollten dann im Herbst nach dem Abfallen der Blätter abgesägt und dann glatt geschnitten werden; die Schnittfläche wird in wenigen Jahren völlig vernarben, wenn dieselbe mit einer dicken Oelfarbe, der etwa 25 Prozent Lack zugesetzt wurden, bestrichen wird; auch Baumwachs kann verwendet werden, hält sich aber selten so gut und so lange wie Oelfarbe. Wurde ein Baum im Frühjahr veredelt, so verlangt das angewachsene Edelreis sehr selten im ersten Jahre irgend welches Beschneiden; wurden zwei Reiser auf einen Stamm gesetzt, wie das gewöhnlich der Sicherheit wegen geschieht, und sind beide angewachsen, so muß im zweiten Jahre das eine, und zwar das nach der Innenseite der sich später bildenden Krone zu stehende, entfernt und die Wunde verklebt oder verstrichen werden. Größere Zweige werden auch am besten im Herbste weggeschnitten oder auch Mitte Juni, wenn der Baum in vollem Blätterschmucke steht; die Wunde verheilt dann augenblicklich. Im Frühjahr können nur kleine Schüsse und dünne Zweige entfernt werden; das Abschneiden größerer Zweige um diese Zeit des vollen Saftflusses verursacht leicht kranke Stellen, indem der Saft aus der Wunde hervorquillt, die Rinde tötet und auch das Mark des Baumes in Mitleidenschaft zieht; der ganze Baum leidet. Junge Bäume können durch unzeitiges Wegschneiden starker Aeste und Zweige leicht ganz zu Grunde gerichtet werden.

Tomaten-Kultur.

Ich möchte hier meine Methode der Tomatenzucht mitteilen. Die Tomate ist eine Frucht, die für ein wenig Extrapflege und Aufmerksamkeit sich sehr dankbar erweist. Wenn man die Ranken an Stöcken oder eine Art Spalier hochzieht, so tragen sie nicht nur bessere und größere Früchte, sondern diese kommen dabei auch nicht so leicht zu Schaden, als wenn nach alter Manier man die Ranken auf der Erde liegen läßt, noch bevor sie erwachsen und ausgebildet sind. Wenn die Ranken richtig und gut an Stäben oder am Spalier hochgezogen werden, so wird dadurch auch das Pflücken der Frucht viel mehr vereinfacht; wenn sie an einer Art Spalier entlang den Reihen angeheftet sind, so kann man zwischen den Reihen bequem gehen und die Früchte mit Leichtigkeit einsammeln; auch der Zustand der Pflanzen läßt sich so zu jeder Zeit besser beobachten. Das Hochziehen der Tomaten ist deshalb der alten Methode in jeder Hinsicht vorzuziehen und wenn immer zur rechten Zeit gethan, ist die Arbeit auch nur verhältnismäßig gering.

Die Tomate gleicht dem Hopfen in Bezug darauf, daß sie immer auf demselben Lande gebaut werden kann. Ich habe beides gebaut und habe über beides Erfahrung. Je länger die Tomate sowohl als der Hopfen bei guter Pflege und Düngung auf ein und demselben Lande angebaut wird, um so besser scheinen beide zu gedeihen; wenigstens ist das meine Erfahrung. Es mag nicht in allen Fällen zutreffen, denn die Bodenarten sind verschieden, aber in einem guten schwarzen Gartenboden kann man Tomaten alljährlich auf demselben Lande mit bestem Erfolge anbauen, wenn es nur nicht an der nötigen Pflege und Düngung fehlt.

Ich wähle mir zuerst ein passendes Stück Land zum Tomatenbau aus, das so liegt, daß es Jahr für Jahr zu dem Zweck benutzt werden kann, ohne daß die Benutzung nebenliegenden Landes dadurch beeinträchtigt wird. Dann schlage ich in Zwischenräumen von ungefähr 10 Fuß starke Pfähle in den Boden, so angeordnet, daß die Reihen 3 Fuß auseinander stehen. In diesen Reihen entlang werden die Tomaten gepflanzt und so wie das Rankenwachstum vor sich geht, wird starker Bindfaden an eingeschlagenen Nägeln von einem Pfahl zum anderen gezogen, ähnlich wie der Draht an den Pfosten beim Zaunbau gezogen wird. An diesen Bindfaden werden dann die Ranken auf diesebe Weise verteilt und angeheftet wie Weinreben an einem Spalier. Auf diese Weise kann die Sonne gut hinein und erreicht eine jede Frucht, und als Folge davon reift fast jede Frucht gut und in angemessener Zeit, eine Sache die nicht stattfindet, wenn das ganze Rankengeflecht auf dem Boden liegt und da sich ausbreitet. Es kommen an hochgezogenen Tomaten fortwährend noch neue Früchte, was in anderer Weise nicht der Fall ist, so daß außer den gereiften Früchten man im Herbst auch noch eine ganze Menge grüner zum einmachen hat.

Sollte trockenes Wetter während irgend einer Zeit im Sommer einsetzen, wie das ja oft der Fall ist, so sollten die Pflanzen gut bewässert werden und alle solche Zweige, die anfangen abzusterben, müssen entfernt werden, denn die nehmen alsdann nur unnütz der Pflanze Kraft hinweg. Auf die Art erhält man die Tomatenpflanze immerfort gut grün und sie setzt auch immer wieder frische Früchte an. Will man recht große Tomatenfrüchte haben, so muß man die Pflanzen gut beschneiden und nur eine bestimmte Menge Ranken wachsen lassen.

Franz Wilbrandt, N. Y.
(Wechselblatt.)

— Cantor — Ohnesorges Sommerreise.

Von Carl Friedrich.

Es ist jetzt etwa dreißig Jahre her, da lebte in einem Dörflein der Lausitz, nennen wir es Spreedorf, ein Lehrer, Ohnesorge hieß er. Schlecht und recht waltete er seines Amts. Treue war seine Zier, und die Liebe aller seiner Dorfgenossen war sein Lohn. Sein sonstiger Lohn war nur sehr kärglich. Es war damals die Zeit, wo man von oben her den Anlauf nahm, die Lehrergehälter zu verbessern. Auf 270 Thaler jährlich sollte auch Ohnesorge „aufgebessert" werden; so hatte die königliche Regierung angeordnet, und die Verhandlungen über diesen Punkt gingen schon seit geraumer Zeit zwischen Gemeinde und Regierung hin und her. Zwischen beiden Mächten stand nun der arme Ohnesorge in schwebender Pein. Oft, wenn wieder einmal eine Gemeindeversammlung in Anwesenheit des Herrn Schulinspektors oder gar des Herrn Landrats gewesen war, und wenn eins oder das andere der Gemeindemitglieder ihm eine unfreundliche Bemerkung oder auch nur einen bösen Blick zuwarf, hatte der Lehrer schon den Plan gefaßt, einfach zu erklären, er wolle des lieben Friedens willen auf die Zulage verzichten. Da war er aber bei der gestrengen Frau Cantor schlecht angekommen. Die hatte ihn sofort in ein Rechenexempel verwickelt, bei dem ihm, dem für seine Schüler so tüchtigen Rechenlehrer, die Augen übergingen.

Vor fast dreißig Jahren war Ohnesorge in sein Amt nach Spreedorf gekommen, ein Jüngling mit Begeisterung für seinen Beruf im Herzen. Und wenn auch zu Anfang seiner Lehrthätigkeit sein Einkommen thatsächlich so gering gewesen war, daß er sich fragen mußte, ob er zu Mittag oder zu Abend essen wollte, denn zu zwei Mahlzeiten reichte sein Gehalt nicht aus, so hatte ihn dennoch die frische Jugendkraft und der ihm innewohnende ideale Zug des Geistes über Hunger und Blöße hinweggetragen. Nach einigen Jahren hatte er sich verheiratet, und zwar mit der ersten Schülerin, die er in Spreedorf gehabt hatte. Seine Frau war ihm die treueste Gehülfin in allen Lagen des Lebens geworden. Und weil sie bald hatte einsehen müssen, daß ihr Mann von den praktischen Dingen der Welt, z. B. von Geld- und Kleidersachen, so gut wie gar nichts verstand, hatte sie ihm die auswärtigen Angelegenheiten kurz entschlossen aus der Hand genommen und führte nun schon seit Beginn ihrer Ehe die Kasse und den Haushalt und war nebenbei auch noch verantwortlicher Vorsteher des Bekleidungsamtes. Ohnesorge stand sich gut dabei. Oft genug, namentlich als die Kinder in der Familie sich mehrten, und damit die Haushaltungssorgen immer schwerer wurden, hatte er, wenn seine Amtsgenossen ihn um seine Sorglosigkeit beneideten und seine stets saubere Kleidung und Wäsche bewunderten, selbst staunend gesagt: „Wie wir durchkommen, das weiß ich nicht, wir kommen aber durch! Schulden haben wir nicht und hungrig zu Bett gegangen sind wir auch noch nicht!"

Einen Herzenswunsch hatte der so anspruchslose Ohnesorge. An der Unmöglichkeit der Erfüllung hatte er schon lange schwer getragen. Er hätte zu gern einmal eine Reise gemacht. Während der dreißigjährigen Amtsthätigkeit in Spreedorf war er nur zweimal verreist gewesen; und das war lange her. Das eine Mal war er zum Begräbnis seines Vaters und das andere Mal war er an das Grab seiner Mutter geeilt. Sonst kam er nur alle Jahre einmal in die Kreisstadt zur Lehrerkonferenz und hin und wieder einmal in die Orte der nächsten Nachbarschaft, um einen Amtsgenossen zu besuchen.

Also eine Reise, das war Cantor Ohnesorges Sehnsuchtstraum. Es sollte nur eine ganz kleine Reise sein, eine Fußtour von wenigen Tagen. Er wollte den Spreewald durchziehen und dann bis in die Nähe von Berlin vordringen und vor allem das Schlachtfeld von Großbeeren besuchen, wo sein Großvater unter Bülows tapferer Schar mitgeholfen hatte, den wütenden Marschall Oudinot von der Eroberung Berlins abzuhalten.

Schon als junger Mann hatte er diesen Plan gefaßt und von Jahr zu Jahr auf die Möglichkeit der Ausführung gewartet. Jetzt endlich schien er dem Ziele seiner Sehnsucht nahe zu sein. Wenn die Gehaltserhöhung eintraf, es mußten fünfzig Thaler auf einem Brette sein, dann sollten, so war es im ehelichen Rate beschlossen, zehn Thaler verwandt werden, um den Plan der Sommerreise zu verwirklichen.

Und die Gehaltserhöhung kam. Regierung und Gemeinde hatten sich geeinigt; jeder Teil hatte die Hälfte nachgegeben. Ohnesorge konnte fünfzig Thaler aus der Kreiskasse erheben, so besagte ein ihm soeben zugegangenes Schriftstück. Freude war

in des Schulhauses Hallen; während Ohnesorge selbst diesen Glücksfall mit verhältnismäßiger Gelassenheit trug, waren die Frau Cantor und namentlich die älteste Tochter, ein zwanzigjähriges blühendes Mägdlein, fast aus dem Häuschen. Luftschlösser von einem neuen Kleide und einem Sommerhut umgaukelten das Herz der Tochter, während die Mutter die Summe für die so dringend notwendige Ergänzung des Wirtschaftsgeschirrs zusammenrechnete. Zehn Thaler wurden sofort für Vaters Sommerreise beiseite gelegt. Aber jetzt, wo er der Erfüllung seiner Sehnsucht so nahe war, konnte sich Ohnesorge nicht zur Reise entschließen. Er meinte, da er nun so lange ohne die Fußtour ausgekommen sei, würde es auch weiter ohne sie gehen. Doch davon wollten die Seinen nichts wissen. Mochte nun der Widerstand des guten Ohnesorge nicht gar zu ernst gemeint sein, oder gab er der guten alten Gewohnheit nach, die ihn immer der überlegenen Willenskraft der Gattin sich fügen gelehrt hatte — kurz, die Sommerreise wurde endgültig festgesetzt; und da es gerade Hundstagsferien waren, sollte sie sofort am nächsten Morgen in Angriff genommen werden. Ohnesorge mußte nach dem eine halbe Meile entfernten Pfarrdorfe wandern, um von dem Geistlichen für den nächsten Sonntag, wo er eigentlich Kirchendienst hatte, Urlaub zu erbitten. Während dessen wollten Frau und Tochter alles zur Reise Nötige instand setzen.

Etwas Wäsche, einige Toilettengegenstände und ein wenig Mundvorrat hatte in der alten Umhängetasche Platz gefunden, welche Ohnesorge noch aus seiner Seminarzeit her hatte; einen derben Knotenstock besaß er gleichfalls. Und am nächsten Morgen, Freitag früh, ging der Wandersmann, geleitet von den frommen Wünschen der Seinigen und nachdem es ihm unzählige Male auf die Seele gebunden war, auf sein Geld acht zu geben, das Dorf entlang seinem Ziele zu. Manch freundlicher Gruß wurde ihm noch nachgerufen, denn im Dorfe hatte sich die Kunde von der Sommerreise des Lehrers schnell verbreitet; freundlich lächelte auch die Sonne des Augustmorgens, und hoffnungsvoll schlug dem alten Wanderer das Herz.

So zog er seine Straße. Es war ihm, als hätten die Vögel noch nie so schön gesungen und die Sonne noch nie so lieblich geschienen. Seine Brust weitete sich in der frischen Morgenluft; sein Auge blickte fröhlich in die Ferne, wo ihn bald die weitgedehnten Eichen- und Birkenwaldungen des Spreewaldes aufnehmen sollten. Zur Frühstückszeit machte er an einer Quelle Halt und verzehrte mit kräftigem Appetit eins seiner mitgenommenen Butterbrote; zu Mittag kehrte er in einem Dorfgasthause ein, wo man zu jener Zeit noch für wenige Silbergroschen ein kräftiges Mittagbrot haben konnte; und so wanderte er am späten Nachmittag dem Städtchen Burg zu, das, mitten im Spreewald gelegen, mit seinem hohen Turme für die ganze Umgebung den Mittelpunkt bildet.

Als er nur noch etwa eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt war, gesellte sich ein Mann zu ihm von hoher Gestalt, schlecht, fast zerlumpt gekleidet, mit einem schweren Stocke bewaffnet; ein Wende unzweifelhaft, denn er sprach das Deutsche mit dem den Bewohnern des Spreewaldes eigenen Dialekt. Vertrauenerweckend war des Mannes Antlitz nicht. Dunkle Schatten lagen darauf. Wars Bosheit? Wars Gram? Ohnesorge gab sich darüber keine Rechenschaft; im Gegenteil, er erzählte harmlos seinem Begleiter den Zweck und das Ziel seiner Reise, verschwieg auch Stand und Herkommen nicht. Er sah nicht, wie des Gefährten Antlitz immer finsterer wurde, wie seine Augen immer drohender blickten; er bemerkte nicht, wie jener den Stock immer fester faßte, und wie eine grause That ihren schwarzen Fittich über beiden schwang.

Plötzlich — Ohnesorge war einen Schritt vorausgegangen auf dem schmalen Fußwege — hob der Unhold den starken Stock, um ihn mit vernichtender Gewalt auf das Haupt des vor ihm Gehenden niedersausen zu lassen. War es der Schatten, den die Sonne den Wanderern vorauswarf, ein Geräusch — Ohnesorge fuhr plötzlich herum, entging durch diese schnelle Bewegung dem verderblichen Schlage, sprang mit einer Behendigkeit und Kraft, die er sich selbst nie zugetraut hätte, auf den Angreifer zu, faßte ihn, den viel Stärkeren um den Leib, warf ihn nieder und kniete auf dem wehrlos Daliegenden, laut um Hilfe rufend.

Der Wegelagerer rührte kein Glied, keine seiner Muskeln zuckte; nur die Augen rollten in unheimlicher Glut. Rufe nur! Rufe nur! schrie er. Es ist auch gleich, ob ich als Räuber in's Zuchthaus komme. Ich brauche dann wenigstens den Jammer zu Hause nicht mehr anzusehen!

Was für einen Jammer? fragte Ohnesorge und ließ die Arme des Daliegenden los.

Ein krankes Weib und hungernde Kinder! stöhnte der Elende, ist das nicht Jammer genug?

Der Lehrer erhob sich mit schnellem Entschlusse. Er ergriff die Waffe des Wenden und hielt sie kampfbereit fest. Steht auf, befahl er, und erzählt, was euch drückt!

Mühsam richtete sich der andere empor, und vor seinem Ueberwinder in einiger Entfernung stehen bleibend, erzählte er die alte Geschichte von Jammer und Not, Leichtsinn, Trägheit, Branntwein! Und dann rückwärts, immer rückwärts, bis in einer elenden Hütte vor den Thoren der Stadt das totkranke Weib und die zerlumpten Kinder Unterkunft gefunden. Der Vater, ohne Arbeit, denn wer giebt dem mehrfach Bestraften Arbeit, kommt immer wieder auf die Bahn des Lasters, wird zum Wegelagerer, zum Räuber, beinahe zum Mörder!

So bringt mich in Euer Haus! sprach Ohnesorge, als der Mann geendet hatte.

Nicht zur Polizei? fragte jener verwundert. Bringt mich ruhig hin, ich laufe Euch nicht davon, so ertrage ich das Leben nicht mehr.

In Euer Haus! erwiderte kurz Ohnesorge, und beide wanderten der Stadt zu. Draußen vor dem Thore, von der Straße entfernt, lag eine Lehmhütte, mehr einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung ähnlich. Dorthin führte der Wende seinen Begleiter. Der folgte sorglos. Sie traten ein. Auf ärmlichem Strohlager lag, von Fieber geschüttelt, ein abgehärmtes Weib; drei in Lumpen gehüllte Kinder hockten in den Ecken umher.

Verwundert blickten sie den fremden Herrn an, der da mit dem Vater kommt. Ist es ein Arzt für die kranke Mutter oder gar eine Gerichtsperson? Auch die Kranke schaut mit fragendem, bangem Blicke auf den Fremdling. Nein, Schlimmes hat der nicht im Sinne. Seine Augen blickten so freundlich. Er setzt sich ans Bett und nimmt die fiebernden Hände in die Seinigen und spricht Worte zu ihr, so tröstend und mild, als hätte er sie von dem gelernt, der da spricht: „Ich will dich trösten, wie einen eine Mutter tröstet.“ Unter den sanften Worten, die sich wie milder Tau auf ihre Seele legen, und unter seinen sanften Blicken schläft die Kranke ein.

Dann öffnet Ohnesorge seine Reisetasche und holt die Butterbrote heraus, die ihm die Frau als Reisevorrat für mehrere Tage mitgegeben, und giebt den Kindern davon, die gierig darüber herfallen. Der Vater ist trotz alles Zuredens nicht zubewegen, zuzugreifen. Ohnesorge selbst aber, den die Wanderung seit Mittag hungrig gemacht hat, ißt mit den kleinen Wendenkindern um die Wette!

Dann steht er auf. Ihr begleitet mich jetzt eine Strecke Weges! so spricht er zu dem Manne, der ihm willenlos folgt. Sie gehen die Straße entlang. Ohnesorge hat den Weg eingeschlagen, den er gekommen ist; rückwärts, der Heimat zu. Verwundert blickt ihn der Mann an, doch der Lehrer spricht kein Wort. Ruhig schreitet er dahin bis an die Stelle, wo der Ueberfall geschehen.

Hier setzt Euch! so sprach er, und hört mir zu! Dort in der Abendstille und in der Waldeinsamkeit ist ein Gottesdienst gehalten worden voll Ernst und Liebe, voll Thränen und Reue, und bei den Engeln Gottes war Freude über einen verlorenen Sohn, der den Weg zurückfand zum großen Vaterherzen des ewigen Gottes! Dann sind die beiden auseinandergegangen. Cantor Ohnesorges Sommerreise war zu Ende. Seine zehn Thaler hatte er den Armen gegeben.

Am nächsten Morgen war er, nachdem er die Nacht durchwandert, fröhlich und wohlgemut bei den erstaunten Seinen wieder angelangt. Als er am Sonntag in die Sakristei kam, um sich von dem Pfarrer das Lied zu holen, schaute ihn dieser fast mit Entsetzen an: Ich denke, mein lieber Freund, Sie wollten Ihre Sommerreise machen? und ich habe mich schon so darauf gefreut, daß Sie mir erzählen sollten, was Sie alles erlebt haben!

Bin ja verreist gewesen, Herr Pastor, und habe viel erlebt von Glanz und Sonne, von Jammer und Nacht, von Sünde und Gnade!

Und dann setzte sich Cantor Ohnesorge auf seine Orgelbank und stimmte fröhlich den Choral an.

Wie die United States zu dem Namen Uncle Sam kamen, daran wird man jetzt durch einen Grundstückverkauf in Neuengland erinnert. Die alte Wilson-Heimstätte zu Mason in New Hampshire ist kürzlich in fremde Hände übergegangen, nachdem sie 122 Jahre lang in der Familie gewesen war und nachdem nunmehr der letzte seines Stammes gestorben ist. Der alte Samuel Wilson ist schon an die 50 Jahre tot. Man nannte ihn allgemein Uncle Sam. Als er im Krieg der Ver. Staaten mit England 1812—1815 als Lieferant für die amerikanische Armee auf den Gedanken kam, seine Säcke voll Schweinefleisch und Würste mit den Buchstaben U. S., United States, zu zieren, griffen die Soldaten dies auf, nannten die Säcke Uncle Sam's Säcke, was sich bald auf die United States übertrug, und als der Krieg aus war, brachten die heimkehrenden Truppen den Soldatenwitz in alle Teile des Landes.

Zeitereignisse.

Der Kongreß.

Senat.

Washington, 26. Juni. — Sobald der Senat in Sitzung trat, wurde eine Anzahl minderwichtige Vorlagen erledigt, worauf mit der Beratung der allgemeinen Nachtragbewilligungs = Vorlage fortgefahren wurde. Sie wurde zwecks Amendierung verlesen. Als die Posten von $500,000 resp. $160,000 erreicht wurden, welche Summen der Buffaloer Ausstellung resp. der Charlestoner Ausstellung zugute kommen sollen, protestierte Bailey von Texas gegen diese Bewilligungen. Er sagte, wenn der Kongreß diese Forderung bewillige, so würden in Zukunft stets größere Summen für solche Zwecke gefordert werden. Eine Anzahl Senatoren meinten, im Falle der Buffaloer Ausstellung müsse in Betracht gezogen werden, daß das dort verübte Attentat auf den Präsidenten McKinley die Ausstellung finanziell bedeutend geschädigt habe.

Bailey zog seinen Einwand zurück. Nachdem vereinbart worden war, daß diese beiden Posten nicht als Präzedenzfälle dienen sollen. Es wurde ein Amendement angenommen, welches die Zahlung der Forderungen verfügt, die sich aus dem Attentat auf den Präsidenten McKinley ergäben. Dieselben betragen zusammen $45,000, und befinden sich darunter die Rechnungen der Aerzte, welche den Präsidenten behandelten.

Darauf wurde die Vorlage angenommen.

Der Konferenzbericht über die Kanalvorlage wurde vorgelegt und ohne Diskussion angenommen. Damit ist die Vorlage erledigt, soweit der Kongreß in Betracht kommt. Darauf erfolgte Vertagung.

Haus.

Das Haus trat schon um 11 Uhr in Sitzung. Wie üblich wurden zuerst die vorliegenden Routine=Geschäfte erledigt. Hepburn, der Vorsitzer des Komitees für zwischenstaatlichen Handel, unterbreitete den Konferenzbericht über die Kanalvorlage. Er machte darauf aufmerksam, daß die Annahme des Berichtes zur Folge haben würde, daß die Senatsvorlage an Stelle der Hausvorlage tritt. Hepburn stellte dann den Antrag auf Annahme des Berichts. Gerade dann kündigte der Sprecher an, daß die auf diese Vorlage bezüglichen Papiere nicht zu finden seien und die Angelegenheit deshalb ruhen müsse, bis die Dokumente ermittelt seien. Diese Ankündigung rief etwas Aufsehen hervor und hatte zur Folge, daß der Bericht zurückgezogen wurde. Das Haus begab sich in Plenarsitzung und nahm die Erörterung der Philippinenvorlage wieder auf. Jones von Virginien stellte den Antrag, die Zinsrate der Bonds, welche zwecks Ankaufs des Kirchenlandes auf den Philippinen ausgestellt werden sollen, von fünf auf vier Prozent zu ermäßigen. Die letzte Rate sei hoch genug, wenn in Betracht gezogen werde, daß die Bonds sowohl als die Zinsen in Gold zahlbar und steuerfrei sind.

Jones wurde vom Sprecher unterbrochen, welcher ankündigte, daß die auf die Kanalvorlage bezüglichen Papiere gefunden wurden. Hepburn stellte den Antrag auf Annahme des Konferenzberichtes.

Richardson, der Führer der Demokraten im Haus, stellte die Frage, wie lange Zeit dem Präsidenten gewährt werden solle, den angefangenen Panama=Kanal zu kaufen. Hepburn erwiderte: „Eine angemessene Zeit“, was Richardson zu der Frage veranlaßte, was unter einer angemessenen Zeit zu verstehen sei.

Hepburn erwiderte, daß er darüber keine Auskunft geben könne. Der Senat habe Vorschläge zurückgewiesen, welche die Zeitdauer auf 6, 12 und 18 Monate beschränken wollten. Er fügte hinzu, daß Hausmitglieder des Konferenz=Ausschusses versucht hätten, die Zeitdauer auf 6 Monate festzusetzen, aber die Senats=Mitglieder hätten sich dem widersetzt.

Nachdem noch etliche Mitglieder für oder wider den Bericht gesprochen hatten, wurde er mit 252 gegen 8 Stimmen angenommen.

Folgende Mitglieder stimmten dagegen: Ball (Texas), Bell (Colo.), Hay (Va.), Jones (Va,), Claude Kitchin (N. C.), Loud (Cal.), Neville (Neb.) und Woods (Cal.).

Das nächste Geschäft, dem sich das Haus zuwandte, war die Philippinen=Vorlage. Das von Jones eingerichtete Amendement, die Zinsrate von 5 auf 4 Prozent zu ermäßigen, wurde verworfen.

Clark von Missouri hielt eine längere Erwiderungsrede auf die gestern von Landis von Indiana gemachte Bemerkung, daß die Demokraten zu dem Kriege mit Spanien getrieben hätten und später fortgelaufen seien. Landis' Behauptung, daß die Lage in den Philippinen auf die Vorsehung zurückzuführen sei, sei nicht zu beweisen. Gott in diese Kontroverse hinein zu ziehen, sei nicht angebracht, denn Gottes Sohn, Jesus, habe schon gepredigt, andere Leute so zu behandeln, wie man selbst behandelt zu sein wünscht. Und daß dies im Falle der Filipinos von unserer Seite nicht geschehe, lasse sich nicht abstreiten.

Littlefield erklärte, die Demokraten seien allerdings nicht alle davongelaufen, sondern 64 davon hätten tapfer für den Pariser Vertrag gestimmt, der $20,000,000 für den Ankauf von zehn Millionen Menschen bewilligte, wie die Demokraten sich auszudrücken belieben. Littlefeld machte dann eine Bemerkung über den Admiral Schley, wonach derselbe bei Santiago der Gefahr aus dem Wege gegangen sei. Diese Bemerkung hatte von Seiten der Demokraten Zischen zur Folge.

Die Frage, ob die Demokraten „fortgerannt“ seien, wurde noch des Längeren erörtet und führte zu manchem spitzen Wort.

Patterson stellte das Amendement, daß auf den Philippinen oder in irgend einem anderen Gebiete, über welche die Ver. Staaten die Kontrolle haben, kleine Sklaverei oder Leibeigenschaft geduldet werden soll. Die Ver. Staaten, erklärte er, seien die einzige zivilisierte Macht, welche in ihrem Gebiete Sklaverei dulde. Auf der Jolo=Gruppe gebe es nicht weniger als 300,000 Sklaven.

Patterson's Amendement wurde mit 104 gegen 58 Stimmen verworfen.

Unter dem Beifall der Demokraten stellte der Republikaner McCall von Massachusetts das Amendement, daß hiermit erklärt wird, daß die Ver. Staaten den Filipinos in jeder Weise beistehen wollen, um sie zur Selbstregierung zu erziehen, und daß, wenn dies geschehen ist, ihnen Selbstregierung nach dem Muster der wirklich freien Nationen gegeben wird.

McCall hielt eine in eindringlichem Tone gehaltene Ansprache zu Gunsten seines Amendements. Auch Williams von Mississippi ermahnte zur Annahme desselben und meinte, die Republikaner wagten es nicht, offen ihre Politik bezüglich der Philippinen zu erklären.

Grosvenor erklärte, die Republikaner seien nicht geneigt, die Zukunft mit einer Hypothek zu belasten, was Sulzer von New York zu der höhnischen Bemerkung, „Aha, jetzt lauft Ihr weg!“ veranlaßte.

McCall's Amendement wurde dann mit 128 gegen 89 Stimmen verworfen. Es war dies ein striktes Parteivotum, mit der Ausnahme, daß die Republikaner McCall und Littlefield mit den Demokraten stimmten. Damit war die Vorlage bis auf die endgültige Abstimmung erledigt. Der Antrag, die von der Minderheit ausgearbeitete Vorlage als Substitut anzunehmen, wurde prompt abgelehnt, worauf die original=Vorlage mit 141 gegen 97 Stimmen angenommen wurde. Es war dies ein striktes Parteivotum, bis auf eine Stimme, indem McCall mit den Demokraten stimmte.

England.

London, 24. Juni. — Die Krönung mußte auf unbestimmte Dauer verschoben werden, da der König erkrankt ist.

Des Königs Privatsekretär Sir Francis Knollys veröffentlicht den folgenden Krankheitsbericht:

„Der König leidet an Perityphlitis (Entzündung des Blinddarmes und einer Umgebung. D. R.) Das Befinden Sr. Majestät war am Samstag so befriedigend, daß die Hoffnung vorhanden war, er würde, bei Wahrung der nötigen Vorsicht, an der Krönungsfeier teilnehmen können. Am Montagabend zeigte sich aber eine Verschlimmerung, welche heute die Vornahme einer Operation nötig macht.

Die plötzliche Ankündigung der Verschiebung der Krönungsfeier rief überall die größte Bestürzung hervor. Die Neuigkeit verbreitete sich mit der Schnelligkeit eines Flugfeuers: Die Leute auf den Straßen starrten sich stumm an, als erwarteten sie noch eine weitere Hiobspost.

Am Samstag und Sonntag wurde die Erkrankung des Königs eingehend besprochen, die sehr bestimmt gehaltene amtliche Erklärung machte aber allen Besorgnissen ein Ende.

An der Börse gab die Neuigkeit sofort ihre Wirkung kund. Die Preise wichen. Consols büßten einen halben Punkt ein.

London, 24. Juni. — Die Operation ist erfolgreich vollzogen worden.

London, 24. Juni.—Die Aerzte hielten des Königs ganze Verfassung nicht für die Operation besonders geeignet; es ist indes alles gut verlaufen. Man glaubt, daß der König sich in vier bis fünf Wochen kräftig genug fühlen wird, um den Anstrengungen der Krönungsfeste gewachsen zu sein. Da indes sich eine Vorhersage nicht machen läßt, so wurde noch keine Zeit für die Krönung angesetzt.

Den öffentlichen Körperschaften wurde von der Wendung zum Schlimmeren mit thunlichster Eile Mitteilung gemacht. Der Lord=Kämmerer Churchill verlas in der Amtswohnung des Lord=Mayors die Botschaft, und bei der Krönungsprobe in der Westminster=Abtei machte der Bischof Ingram auf Ersuchen des Schloßgouverneurs Esher folgende Mitteilung:

„Ich habe eine sehr trübe Nachricht. Der König leidet an einer Krankheit, welche eine sofortige Operation erforderlich macht. Die Krönung wird deshalb verschoben.“

Der Bischof ersuchte die Anwesenden, die Litanei aus dem Krönungs=

gottesdienste anzustimmen, und mit ihm für die Rettung des Königs zu beten.

Im Laufe des Nachmittags erfolgte seitens des Earl-Marschalls, des Herzogs von Norfolk, folgende Ankündigung:

„Der Earl Marschall hat von dem Könige den Auftrag erhalten, Seiner Majestät tiefen Kummer darüber auszusprechen, daß infolge der ernsten Krankheit die Krönungsfeier verschoben werden müsse. Die Feste in London werden verschoben, es ist aber des Königs Wunsch, daß die Feste im Lande in der Weise gefeiert werden sollen, wie sie vorbereitet wurden."

Den Lord-Mayor von London ließ der König wissen, daß er das Festmahl für die Armen nicht verschoben zu sehen wünsche.

Wegen der fremden Gäste sind noch keine Anordnungen getroffen worden, es heißt jedoch, daß die Spezialbotschafter und Gesandten in Stille in ihre Heimat zurückkehren werden.

London, 24. Juni. — Die Königin ist furchtbar niedergeschlagen und nervös. Die Enkel des Königs unternahmen Nachmittags eine Ausfahrt. Der Prinz und die Prinzessin von Wales blieben den Nachmittag über im Buckingham Palaste, und empfingen die Fürsten, welche ihre Besuche abstatteten.

Um halb 5 Uhr verließen der Prinz von Wales und seine Gemahlin den Palast in einer offenen Kutsche. Beide sahen ruhiger und freundlicher aus, als zur Zeit, in der sie eintrafen. Sie dankten schweigend für die stillen und beileidsvollen Grüße, die ihnen von allen Seiten zu Teil wurden.

Sir Frederick Treves und Sir Thomas Barlow werden die Nacht im Palaste zubringen.

Sir Joseph Lister wird den Abend über in der Nähe des Patienten zubringen.

Deutschland.

Berlin, 25. Juni. — Die Nachricht von der durch die Erkrankung des Königs notwendig gewordenen Verschiebung der Krönungsfeier hat hier wahrhafte Bestürzung hervorgerufen. Die Zeitungen erkennen an, daß der König Edward ein starker Faktor in den freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern ist.

Berlin, 25. Juni. — Infolge von Deichbrüchen im schlesischen Quellengebiet der Weichsel gleicht das dortige Land bis zur russischen Grenze einem einzigen großen See, woraus nur Häusergiebel und Baumkronen hervorragen. Obgleich in den Niederungen trotz der Dämme Ueberschwemmungen nicht selten sind, so ist doch eine solche Hochflut seit Menschengedenken nicht dagewesen, und es mag lange Zeit währen, bis sich die Wasser verlaufen haben werden. Die Bevölkerung wurde rechtzeitig gewarnt, und in den meisten Fällen konnten die notwendigsten Habseligkeiten sowie das Vieh noch gerettet werden. Verlust an Menschenleben ist, nach den vorliegenden Meldungen, nicht zu beklagen, doch ist ein großer Notstand unausbleiblich, denn die Ernte, von welcher die große Masse der Bevölkerung abhängt, ist total vernichtet, und bei der vorgerückten Saison ist vom Boden so gut wie nichts wieder einzubringen. Viele Tausende der durch die Fluten von Haus und Hof Vertriebenen werden für lange Zeit auf die öffentliche Wohltätigkeit angewiesen sein, wenngleich auch seitens der Regierung selbstverständlich alles geschehen wird, um dem Notstand zu steuern und das Werk der Zerstörung wettzumachen. Alle Meldungen stimmen darin überein, daß voraussichtlich ein ungeheurer Eigentumsschaden angerichtet werden wird, da nach früheren Erfahrungen nur ein langsames Verlaufen der Wasser zu erwarten ist.

Die Philippinenvorlage.

Washington, D. C., 29. Juni. Dir Philippinen-Konferenz hat begonnen. Das Komitee hielt mehrere Sitzungen, doch kam es zu keinen Resultaten. Soviel erhellte, daß die Senats-Konferenten auf der Senatsvorlage zu bestehen gedenken, erstens weil ihnen dieselbe viel besser gefällt, als die Hausvorlage und zweitens, aus der von praktischen Erwägungen eingegebenen Ueberzeugung, daß es viel zn riskant wäre, die Philippinenvorlage noch einmal in den Senat zurückzubringen.

Aber ganz so glatt, wie mit der Panama-Kanalvorlage dürfte es mit der Philippenvorlage nicht abgehen, weil nämlich persönliche Schmerzen mit in die Sachlage hineinspielen. Der Sprecher Henderson, in Voraussicht dessen, daß Cooper und seine Anhänger vomInsular-Komitee hartnäckig auf ihre Vorlage bestehen würden, hat das Konferenz-Komitee derartig zusammengesetzt, daß ihm Kontrolle desselben verbleibt. Der Sprecher ist damit einverstanden, daß die Senatsvorlage acceptiert werde. Nun handelte es sich darum, die Hausvorlage in der Konferenz aus dem Wege zu schaffen und die Senatsmaßregel substituiren zu lassen, was dadurch bewirkt werden konnte, daß der Sprecher bei der Auswahl der Hauskonferenten sorgsam zu Werke ging. Die übliche Zahl der Mitglieder einer Konferenz beträgt drei, und bei der Auswahl derselben pflegt der Sprecher den Wünschen des Komitee-Vorsitzenden zu folgen, welcher Jurisdiktion über die Maßregel hat. Cooper gab nun Henderson seine Wünsche kund, aber der Sprecher ignorierte dieselben.

Zanächst hielt es Henderson für geboten, von der üblichen Dreizahl abzugehen, und die Zahl der Konferenten auf fünf zu erhöhen, drei Republikaner und zwei Demokraten. Cooper war als Vorsitzender des Komitee natürlich nicht zu umgehen, aber die beiden anderen von ihm empfohlenen Konferenzmitgliedern, Loud und Tawney wurden vom Sprecher nicht ernannt, sondern dieser erkor Payne und Crumpacker, zwei Leute, auf die er sich verlassen kann, und fügt die zwei rangältesten Demokrades Komitees, Jones (Va.), und Maddox (Ga.), hinzu. Wäre der Sprecher der Empfehlung Cooper's gefolgt, so würde die Majorität des Hauskonferenz-Kommitees jedenfalls stramm gegen die Acceptierung der Senatsvorlage eintreten, und das Resultat mußte natürlich eine Sperre seid.

Das hat natürlich böses Blut gemacht. Cooper ist wütend, weil der Sprecher ihn so kaltlächelnd übergangen, Tawney und Loud drohen mit allerhand Repressalien, weil ihnen die erwünschte Gelegenheit, Hecht im Kurpfenteich zu spielen, versagt geblieben ist.

Nachdem das Konferenz-Komitee bekannt gegeben worden, begab sich Tawney in aufgeregter Stimmung in das Privatzimmer des Sprechers und fragte in scharfem Ton: „Herr Sprecher, hatte der Vorsitzende des Josular-Komitees keine Empfehlungen hinsichtlich die Ernennung der Konferenten gemacht?" Henderson räusperte sich und druckste ein wenig, bis er schließlich mit der Antwort herauskam: „Allerdings hm, hm, es sind Empfehlungen gemacht worden, hm, hm, aber hm" — „Guten Tag Herr Sprecher," schnaubte Tawney, der seine Erregung kaum beherrschen konnte, und stürmte zur Thür hinaus.

Tawney und einige andere nehmen den Mund sehr voll, sie drohen, daß sie deu Kampf im Haus ausfechten wollen, und behaupten, imstande zu sein, die Annahme der Senatsvorlage im Hause zu verhindern, wenn das Konferenz-Komitee diese empfehlen sollte. Tawney erklärte: „Der Congreß wird noch im Oktober hier sitzen, wen der Senat nicht die hauptsächlichen Bestimmungen der Hausvorlage acceptiert," aber diese Ausbrüche werden von den Parteiführern des Hauses mit Achselzucken aufgenommen.

Der Präsident als Kanalerbauer.

Beinahe einstimmig hat sich also das Abgeordnetenhaus, das noch vor einigen Monaten so gut wie einstimmig für den Nikaraguakanal war, dem Panama-Kanal des Senats gefügt. Die gesamte Kanalangelegenheit ist somit in die Hände des Präsidenten Roosevelt gelegt. Er hat, nach Erledigung der noch erforderlichen Abmachungen mit Columbia und mit der französischen Kanalgesellschaft, die Fortsetzung des Panama-Kanalbaues zu unternehmen, wozu ihm alle nötigen Mittel bewilligt sind.

Falls er sich aber binnen eines vernünftig bemessenen Zeitpunkts („Reasonable Time") überzeugt, daß keine zufriedenstellende Erwerbung des bereits gebauten Teils des Panamakanals möglich ist, dann soll er den Nikaraguakanal bauen. Alle Versuche im Hause, die Länge des Zeitpunkts näher zu bestimmen, schlugen fehl. Man glaubt aber, daß die Hinwegräumung besagter Hindernisse bald erfolgen wird, so daß dann der Fortsetzung und Vollendung des Panama-Kanalbaues durch die Ver. Staaten nichts mehr im Wege steht. Nikaraguakanal-Fanatiker wie der Jowaer Hepburn im Hause und der Alabamaer Morgan im Senat haben sich schließlich ohne Murren gefügt, indem ihnen ein Panamakanal immer noch lieber ist, als gar kein Kanal.

Dem Präsidenten Roosevelt ist durch diese Verständigung der beiden Häuser des Kongresses eine schwere Last auferlegt. Doch er befürwortet ja seit Jahren ein „Strenuous Life", ein anstrengendes Leben, für Jedermann. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß er mit freudiger Thatkraft ans Werk gehen wird.

Der ursprüngliche Panama-Kanalbau der Franzosen endete im Jahre 1889 im riesigen Panamaskandal. Aber was die Franzosen unvollendet ließen, werden jetzt die Bürger einer noch größeren Republik vollenden. Und auf die Schultern des Präsidenten Roosevelt hat der amerikanische Kongreß die Riesenarbeit abgeladen oder wenigstens die Hauptverantwortlichkeit für dieselbe.

Daß endlich die Panama-Route in Washington siegte, ist immerhin ein nachträglicher geschichtlicher Triumph für den französischen Ingenieur Ferdinand De Lesseps, der sich für diese Richtung entschied. Doch ihm wurde sie zum Unheil; denn die ruchlose Finanzwirtschaft bei der Bauarbeit und die damit verknüpfte riesige politische Corruption in Frankreich führten jenen berühmten Mann in den Vorhof des Zuchthauses und in die Nacht des Wahnsinns.

Doch an den Namen Ferdinand de Lesseps knüpft sich zugleich eine der glücklichsten und ruhmvollsten Kanalunternehmungen — der Kanal über die Landenge von Suez. Im Jahr 1869 wurde dieses Riesenwerk nach zehnjähriger Arbeit vollendet und die neue Weltstraße zur Verbindung des Mittelmeeres mit dem Roten Meere war geschaffen. Sie hat sich glänzend bewährt.

Mögen die Sterne des Suezkanals und nicht die finsteren Unsterne des ursprünglichen Panamakanals über dem amerikanischen Panama-Kanalbau walten!

Daß die Herrschaft über ihn uns Amerikanern niemals weggeschnappt wird, wie die über den Suezkanal den Franzosen von den Engländern weggeschnappt wurde, dafür ist gesorgt.

China.

Victoria, B. C., 26. Juni. — Ueber die Revolution in der chinesischen Provinz Petschili laufen widersprechende Berichte ein. Die Regierungspresse meldet Siege über die Insurgenten, diese Berichte finden aber keinen allgemeinen Glauben.

Eine Depesche an die „North China News" aus Pao Ting meldet:

„Nach den letzten zuverlässigen Nachrichten, welche aus dem Norden zu erhalten waren, beruhen die Berichte über die Siege des Vicekönigs Yuan und über seine „Pacifizierung" der Distrikte Tschulussien, Kwang Tsung Haien und Weihsen auf Einbildung. Die Truppen werden beschuldigt, die Bewohner der friedlichen Distrikte bei ihrem Durchmarsche gebrandschatzt und mißhandelt zu haben. In den Rebellen-Distrikten zerstörten sie 37 große Ortschaften und ermordeten die Bewohner, welche nicht zu entfliehen vermochten. Dieses Treiben ist dem Könige durch den Censor gemeldet worden."

Peking, 27. Juni. — Der Vice-König der Provinz Tsetschuan meldete der Regierung, daß die amerikanischen und britischen Missionsgebäude in Tienkutschao zerstört worden wären und ein Missionar ermordet worden sei. Der Name und die Nationalität des Opfers werden nicht genannt. Der Kaiser hat ein Edikt erlassen, welches den Magistrat von Tienkutschao seines Ranges verlustig erklärt und die Verfolgung der Aufwiegler anordnet. Verschiedene der Rädelsführer sind bereits enthauptet. Es scheint, daß es sich hier wieder um eine Auflehnung gegen die Kriegskostenentschädigung handelt.

Opferten ihre Haut.

New York, 24. Juni. — Zweihundert Angestellte der American Felt Co., zu Glenville, Conn., haben freiwillig Stücke ihrer Haut geopfert, um das Leben einer Mitarbeiterin zu retten.

Die 19 Jahre alte Weberin Mary Affeldt hatte sich eben an ihren Webstuhl gesetzt und vornübergebeugt, um Teile der Maschine zu ölen, als plötzlich die Maschine sich in Bewegung setzte. Sie wurde an den Haaren erfaßt und ehe noch jemand ihr zu Hilfe springen konnte, lag sie blutüberströmt auf dem Boden. Der Scalp war ihr vom Kopfe gerissen worden. Ihr Zustand ist bedenklich, doch glauben die Aerzte, daß durch Hautübertragung das Leben der Patientin gerettet werden kann und die Weber haben alle freiwillig ihre Haut zur Verfügung gestellt.

Sturmwetter in Indiana.

Indianapolis, Ind., den 25. Juni. — Der heftigste Sturm, den wir seit Jahren erlebten, fegte heute morgen über den mittleren Teil des Staates Indiana. Alle telegraphische und telephonische Verbindung ist auf der unheilvollen Bahn, die er beschrieb, unterbrochen und Nachrichten aus den betreffenden Gegenden sind daher mager. Doch ist der Verlust an Menschenleben, wie es scheint, kein geringer. Am grimmigsten tobte der Sturm etwa 20—30 Meilen nördlich von Indianapolis, zwischen der Greenfield elektrischen Linie und der Union Traction-Linie nach Anderson.

Maxwell, Wilkinson und Pendleton sind hart getroffen. Ueberall in diesen Ortschaften wurden Häuser zu Boden gefällt. In einer Fabrik in Maxwell wurden drei Arbeiter erschlagen.

Die Liste der Toten mag sich auf zehn bis achtzehn belaufen.

Der größte Schaden ist wohl in Hamilton County angerichtet.

Zu McCorisville sind mehrere Personen dem Unwetter zum Opfer gefallen.

Zu Broad Ripple wurde das Zeltlager der Young Men's Christian Association" völlig zerstört. Menschenleben sind dort nicht zu beklagen.

Sioux City, Ia., 25. Juni. — Die Nachrichten über einen Wirbelsturm, welcher in der Nacht von gestern auf heute über das südöstliche Süddakota und den nordwestlichen Teil von Iowa hinwegfegte, laufen nur spärlich ein, da die Drähte der Telegraphen- und Telephon-Leitungen allenthalben zerrissen sind. Gerüchtweise verlautet, daß in Hudson, S. D., der Verlust von Menschenleben zu beklagen ist, doch steht eine Bestätigung der Nachricht noch aus. In und um Tyndall, S. D., sind eine Menge Hütten beschädigt und viel Bäume entwurzelt worden. In Sioux Center beläuft sich der angerichtete Schaden auf mindestens $20,000. Die erste holländische Reform-Kirche liegt in Trümmern, der Verkaufsladen der Eisenwaren-Handlung von Sneller & Johnson ging buchstäblich in Stücke. Ein gewisser Dick Hollenbeck brach während des Sturmes bei einem Falle das Schlüsselbein. Terwilliger's Getreidespeicher und Demots's Leihstall gingen vollständig aus den Fugen. Auch aus Maurice, Iowa, ist Sturmschaden zu vermelden.

Yankton, S. D., 25. Juni. — Mit einer Geschwindigkeit von 90 Meilen in der Stunde raste ein Sturm über Yankton und Umgebung dahin. Häuser sind demoliert, der Ernte ist viel Schaden zugefügt. Das Wohnhaus des Frank Bierce in der Nähe von Volin liegt in Trümmern, Roscoe Bierce und dessen Mutter wurden, als das Gebäude einstürzte, so schwer verletzt, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Auch Ida Bierce ist arg zu Schaden gekommen, ihr wurden mehrere Rippen gebrochen und das Brustbein zerschmettert.

—In der Schule. Lehrer: „Hans, bilde mal einen Satz, in dem die Worte „auf" und „zu" vorkommen." — Hans: „Der Diener beeilte sich, die Thür aufzumachen."

Sterbefälle.

Am 21. April starb in Hierschau, Rußland, Frau Gerhard Wiebe (geb. Kliewer aus Konteniusfeld) im Alter von 24 Jahren.

Am 21. April starb in Hierschau, (Rßl.) Isaak Bärg im Alter von 75 Jahren.

Am 29. April starb in Ladekopp, (Rßl.) Frau Abr. Töws, geb. Justina Fast aus Petershagen, im Alter von 44 Jahren.

Der Tugend Preis strahlet hell
Frommen Sinn lohnend und unter rauchgeschwärztem Dach
An stolzen Prunkgemächern,
Darin das Laster hauset, geht der Reine schnell
Mit abgewendeten Augen vorbei.

Aeschylos.

Marktbericht.

Viehmarkt, Chicago.

Rindvieh. Die heutige Zufuhr betrug 3000. Die Preise stellten sich wie folgt: Stiere, $4.30—7.50; Heifers, $2.60—5.25; Kühe, $2.15—5.00; Bullen, $2.95—$5.00; Stockers und Feeders, $2.75—5.00; Kälber, $4.00—6.75.

Schweine. Die heutige Zufuhr betrug 12,000, die aber fast gänzlich für die Firma Swift & Co. bestimmt war, sodaß für den allgemeinen Markt nicht viel vorhanden war. Die Preise stellten sich wie folgt: Leichte Sorte, $7.10—7.47½; Mittlere Sorte $7.35—7.75; Schwere Sorte, $7.55—7.85.

Schafe. Die heutige Zufuhr betrug etwa 2,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Schafe, $2.00—3.70; Ewes $3.25—3.50; Lämmer, $3.50—7.00; junge Lämmer, $4.50—6.75.

Pferde. Die heutige Zufuhr betrug 50: während der ganzen Woche, 1,225, gegen 1,472 während der vorigen Woche, und 2,552 während der entsprechenden Woche des vorigen Jahres. Die geschäftliche Situation war flau und belanglos.

Getreidemärkte.

New York, 28. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 80½c.
Korn — 69¼c.
Hafer—No. 2 westlicher, 54c.
Roggen — No. 2 westl., 66c.
Baumwolle — Middling, Hochland, 9¼c; Middling, Golf, 9½c.

Duluth, 28. Juni.

Weizen — No. 2 nördlicher, 73½c.
Hafer — 48c.
Roggen — 56½c.

St. Louis, 28. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 72½c.
Korn — 65½c.
Hafer — 46½c.
Roggen — 60c.

Cincinnati, 28. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 80½c
Korn — 66c.
Hafer — No. 2 gemischt, 51—52c
Roggen — 54c.

Milwaukee, 28. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 76½c.
Korn — 60⅝c.
Hafer — 53½—54c.
Roggen — 58c.

Kansas City, 28. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 72c.
Korn — No. 2 gemischt, 63c
Hafer — No. 2 weiß, 49c.
Roggen — 56c.



